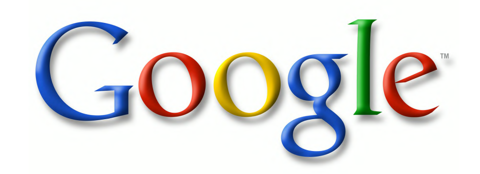








JAPAN ⋆ KOREA ⋆ CHINA





PETER JESSEN

JAPAN KOREA * CHINA

REISESTUDIEN EINES KUNSTFREUNDES

LEIPZIG
VERLAG VON E. A. SEEMANN
1921

* * *

DEM FREUNDE
ARTHUR VON GWINNER

* * *

Vor dem Kriege war der Weg nach Ostasien kurz und leicht für den Deutschen, dem Glück und Gunst die Mittel in die Hand spielten. Ob auf den behaglichen Dampfern unserer herrlichen Schiffslinien, ob im D-Zuge durch die sibirischen Wälder, ob auf dem Umwege über Amerika und seine lehrreichen Sammlungen: der Freund ferner Künste durfte hoffen, zu günstiger Stunde einmal eigenen Schrittes in jene Welten einzutreten und nicht nur die Kunstwerke, sondern auch Land und Volk zu schauen, aus denen sie geboren sind.

Heute sind wir solcher Hoffnung für lange beraubt. Wer noch eben vor Toresschluß, im Jahre vor Kriegsausbruch, einen Blick in das Land der Sehnsucht hat werfen dürfen, der mag sich fragen, ob nicht einige seiner Eindrücke eben jetzt Anteil wecken könnten. Nicht um der Wissenschaft willen; sie verlangt tiefere Kenntnisse, und meine Sonderstudien liegen auf anderen Gebieten. Aber als anspruchslose Beobachtungen, die zum Genuß der entlegenen Werte anregen und ihr Verständnis fördern möchten. Als solche habe ich diese Erinnerungen während des Krieges niedergeschrieben.

Bei der Drucklegung denke ich dankbar des kunstsinnigen Mannes, der die Mittel zu dieser Reise bereit gestellt hat, des Herrn Albert Kahn, und darf den Bericht dem Freunde widmen, der mir geholfen hat, auf der Fahrt auch den Besitz der mir anvertrauten Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums in Berlin zu mehren.



Festwagen vom Gionfest in Kiōto

JAPANISCHES VOLKSTUM

In den ersten Märztagen 1913 war ich auf der Auguste Viktoria nach New York gefahren. Wer Japan und China ihrer Kunst wegen aufsucht, sollte vorher Amerika kennen. Für den Europäer ist es eine schmerzliche Wahrheit: die Amerikaner haben sich auf alle Dauer soviel des Besten von ostasiatischer Kunst gesichert, daß man ohne ihre Museen und Sammlungen die Geschichte der chinesischen und japanischen Malerei, des Holzschnittes, des Porzellans, der Töpferkunst und anderer Gebiete wissenschaftlich nicht erarbeiten kann. Schon der früheste Sammler ostasiatischer Malerei, Ernest Fenollosa, hat die Bilder, die er während langer Jahre in Japan aufkaufen konnte, in das Museum zu Boston geleitet und seinen köstlichen Besitz alter Holzschnitte an Kunstfreunde in Chicago. Dort sind sie dem Museum überwiesen und jedermann zugänglich. In Boston hat man unter Leitung japanischer Kenner nach und nach alle Zweige der ostasiatischen Kunst weitschauend ausgebaut. Für das große Natur- und Völker-Museum in Chicago, die Stiftung des Warenhausbesitzers Marshall Field, hat unser gelehrter Landsmann Berthold Laufer, einer der gründlichsten Erforscher chinesischer Kunst, auf eigenen Expeditionen reichste Bestände vereinigt, buddhistische Steinbildwerke, älteste Tempelgefäße, zierliche Tonfiguren aus frühmittelalterlichen Gräbern, dem Tanagra Ostasiens. In New York wurde eben, als ich dort ankam, ähnlicher Besitz zusammengefaßt und mit Hilfe großzügiger Stifter ausgestaltet.

Einen einzigartigen Mittelpunkt für Genuß und Studium bereitete für die Bundeshauptstadt Washington ein langjähriger, leidenschaftlicher Freund der östlichen Kunst vor. Mr. Charles L. Freer, den ich in Detroit besuchen konnte, hatte seine herrliche Sammlung von ostasiatischen Kunstwerken aller Art der Nation geschenkt und ließ für sie ein Gebäude bauen, in dem jedes einzelne Stück nach japanischer Gewohnheit durch Beamte persönlich gezeigt werden wird. Auch für sie hatte der Stifter die nötigen Mittel ausgeworfen. Wer die japanische Töpferkunst studieren will, kann die grundlegende Sammlung des ehrwürdigen Dr. Morse nicht missen, der im Museum zu Boston damals noch selber seine Schätze betreute. Für das chinesische Porzellan sind Museen und Privatsammlungen in New York und Baltimore, für Nephrit die großartige Stiftung von Hebert Bishop in New York, für Farbenholzschnitte der riesige Besitz der Brüder Spaulding unentbehrlich. Ich habe aus Amerika für mehrere Gebiete ostasiatischer Kunst Maßstäbe mitgenommen, die mir weder Europa noch China oder Japan selber hätten bieten können.

Im Mai ging es von San Francisco aus auf dem sonnigen Wege über Honolulu Japan entgegen. Auf gutem amerikanischen Dampfer eine Reihe von Mußetagen, um die Eindrücke aus den Vereinigten Staaten zu ordnen, frühere Studien aufzufrischen und aus Basil Hall Chamberlains meisterlichem Handbuch einige entfernte Vorstellungen von japanischer Tagessprache zu gewinnen. Doch schreibe ich im Folgenden die japanischen Namen nicht mit englischen Konsonanten, sondern so,

daß auch der nichtgelehrte Deutsche sie ohne Vorkenntnisse aussprechen kann.

Japan empfängt den erwartungsvoll gespannten Gast nicht, wie Venedig oder Rom, in einem qualmenden Allerweltsbahnhof. Wir begrüßen das Inselland aus reiner Seeluft heraus. Uns kam es an einem frühen Frühlingsmorgen in Sicht, von duftigen Wolken und Nebeln umhüllt. Langsam zeichnen sich die Bergkuppen, bald weich gerundet und dicht bewaldet, bald in der scharfen Kegelform, die uns in jedem ragenden Gipfel den Fudschi vermuten läßt. Durch das Fernglas unterscheiden wir die ersten Siedelungen, graue Fischerdörfer, deren strohgedeckte Hütten in den Schluchten und an den Hängen hochklettern. Und nun, klopfenden Herzens erfaßt, das erste Bild des Volkstums: ein Boot schaukelt weit vor der Küste, flach, mit dem eckigen braunen Segel. Darauf drei Fischer von unverfälscht japanischer Gestalt, barbeinig, im Lendenschurz, ein kurzes Arbeitskleid über den Schultern, ein Kopftuch umgeknotet, genau die Umrisse, die uns so oft in den alten Holzschnitten angesprochen hatten. Ich nahm sie als freundliches Zeugnis dafür, daß ich wenigstens im Leben des gemeinen Mannes die alte Kultur finden werde, die ich zu suchen kam.

Wer daheim sich mit japanischer Kunst beschäftigt, wer auch nur Holzschnitte sammelt, wie ich es seit über zwanzig Jahren für die Bibliothek unseres Kunstgewerbe-Museums getan habe, der empfindet täglich, wie ihm die Anschauung jener fremden Welt fehlt. Der Weg zu ihrer Kunst, der alltäglichen wie der höch-



Maultierführer im Kryptomerienhain

sten, führt nur über das Volkswesen, nicht allein über sein Denken und Fühlen, sondern auch sein sichtbares Gebaren, die Gebräuche, die Feste, die Kleidung. In diesen Realien, wie sie der Archäologe zu nennen pflegt, sind dem daheim gebliebenen, noch so fleißigen Gelehrten der jüngste Kaufmann und der flüchtigste Allerweltreisende überlegen, die einmal ihr Stern nach Japan

geführt hat. Daher wird drüben auch der Kunstfreund sich dem Eindruck des Tages nicht entziehen. Daher vielmehr der beglückende Doppelgenuß, nicht nur die Gegenwart zu schauen, sondern zugleich der Vergangenheit Herr zu werden. Auf Schritt und Tritt sprechen uns vertraute Gestalten an, wie aus Todesschlaf erwacht. Und durch sie beginnen die Kunstwerke zu reden. Kein Bücherstudium kann in langen Jahren die kurzen Monate solchen Erlebens ersetzen.

Wir landeten in Jokohama und durcheilten rasch seine peinlich verwestlichten Geschäftsstraßen. Aber schon die ersten Blicke aus der Bahn nach dem nahen Tōkiō fingen ein zweites Bild unverdorbenen Volkstums ein, die Bauern auf den Reisfeldern. Da stehen sie bloßen Fußes in den kleinen, umwallten, sumpfigen Bezirken, weit vornüber gebückt, mit der Hacke und den Händen im Schlamm wühlend, die kreisrunden Spitzhüte auf den vorgebeugten Köpfen, über die Rücken als Regenschutz lockere Reisstrohdecken, in Trachten und Gebaren aus uralter Überlieferung geprägt, völlig mit den naturgegebenen Stoffen und Arbeitsarten verwachsen, äußerlich noch ganz unberührt von der Sintflut fremden Ungeschmacks. Auch weiterhin bin ich nie müde geworden, dem Bauer zuzusehen bei seiner Feldarbeit, wie er das Wasser um und über seine oft winzigen Felder leitet, die gartenartig jeden Winkel des Landes bis in die kahlen Sanddünen hinein bedecken, wie er sein hölzernes Schöpfrad am Graben tritt, seine Geräte und Ernten schleppt. Es ist als reise Hokusai mit uns bei jeder Fahrt ins Land.

Die kleine Hütte ist in Sommerzeiten völlig durchsichtig, zwar ärmlich, aber sauber; selten fehlt der anspruchslose Schmuck einer Blume oder eines Laubzweiges. Noch ist der Bauer der Kernstand des Landes, die Wurzel seiner Kraft.

Landmäßig ist auch ein guter Teil der städtischen Lebensweise geblieben. Unter den Fenstern meines Gastzimmers in Kioto lag eine kleine Gärtnerei; das Wohnhaus vom Morgengrauen bis tief in die Nacht hinein nach allen Seiten offen, darin die Frau und die Töchter äußerst leicht bekleidet, die Kinder an heißen Tagen ohne jede Hülle, der Mann schon um vier Uhr früh im Arbeitskittel emsig vor seinen Gemüsen, Blumen, Topfbäumchen, nach Feierabend im stattlichen Kimono beschaulich durch sein wohlgepflegtes Reich wandelnd, seines Werkes und Besitzes froh und stolz, ein Urbild genügsamen Lebensfriedens. Die Stimmung dieses Idylls hat den hastenden Europäer da droben im Hotel oft wohltätig beruhigt in der Ungeduld der Reisegeschäfte. Ich habe ihn nie in einem Hut oder auch nur einem Stirntuche gesehen, diesen kahlen Bronzekopf mit den markigen Zügen einer altjapanischen Bildstatue, und liebte ihn eben deshalb.

Denn den Kunstfreund peinigt von der ersten Stunde an der Anblick der barbarischen Geschmackswirrnis, die wir Westländer in dieses einstige Paradies eingeführt haben. Noch, scheint es, wächst sie von Jahr zu Jahr; ich verstehe den trefflichen Künstler aus Berlin, der das ihm vertraute Japan nach Verlauf einiger Zeit zum zweitenmal besuchen wollte und voll Ärgers

und Trauer über die Verwüstungen kurzer Jahre an der Schwelle umkehrte, um in weniger berührte Länder zu flüchten. Man kann der Frage nicht ausweichen: wie würde das Wunderland sich darstellen ohne diese fürchterliche Ansteckung? Ist das uralte Erbe eines reinen Natur- und Kunstgefühls wirklich hoffnungslos verloren? Gibt es Kräfte der Abwehr, die vielleicht das Land, das Hausleben, die Tracht, die Kunst noch zu schützen und zu retten vermögen?

In der Tracht des Mannes ist die Kopfbedeckung das schmerzlichste Wahrzeichen des Verfalls. Bis die Europäer zu ihm kamen, pflegte der Japaner barhäuptig zu gehen, die Reichen durch ihre Sänfte oder die von Dienern getragenen Baldachine und Riesenschirme gegen Sonne und Regen geschützt, der Mittelstand unter seinem bunten Ölpapierschirm, nur der Bauer im Strohhut und der Arbeiter im flüchtig umgeknoteten Tuch. Gegen jede dieser Formen wirken unsere Hüte und Mützen wie eine glatte Gemeinheit. Leider haben die Japaner seit der Berührung mit Europa in dem abendländischen Hute das Sinnbild höherer Kultur gesehen. Alles Übelste, was die Unkunst einer geschmacklich verkommenen Industrie jeweilig vorschrieb, haben sie sich ohne jede Kritik zu eigen gemacht, bald den steifen, schwarzen Filzhut, die »Melone«, bald den geistlosen, flachen Strohdeckel, heute besonders gern die ordinärsten Typen der Sport- und Reisekappen. Wohl empfindet hie und da ein unabhängig fühlender Japaner den greulichen Widerspruch gegen die altheimische Tracht. Noch aber schien niemand den Mut zu fassen,



Im Tempelbezirk

eine nationale Hutform wiederaufzunehmen und auszubilden, etwa den kleidsamen gewölbten Strohhut, den heute nur noch der geplagte Rikschaführer trägt; ich erregte in einem Kreise von Japanern spöttisches Kopfschütteln durch solchen Vorschlag; nur einzelne weiter Blickende stimmten verstohlen zu.

Auch die Beschuhung ist ein Problem. Bekanntlich

kennt der Japaner ursprünglich weder Stiefel noch Schuhe; so wenig wie Hosen, an deren Stelle er höchstens ein kleines Lendentuch umknotet. Beides ein Beweis dafür, daß die Japaner vor alters kein Reiter- und Steppenvolk gewesen sind, wie die Mongolen, sondern Küstenbewohner. Ihr Haus betreten sie nur barfüßig oder in den kurzen Socken, die spät aus China überkommen sind. Alles Straßenschuhwerk läßt man am Eingang stehen. Wer den Staub oder Schmutz von draußen auf die sauberen Matten tragen wollte, wäre in ihren Augen ein Barbar. Das angestammte Schuhwerk sind die Holzsandalen auf zwei hochgestellten Brettchen. Man lernt die wunderbare Fertigkeit bewundern, mit welcher Mann, Weib und Kind diese gestelzten Sandalen zwischen die Zehen zu klemmen und auf ihnen treppauf und treppab und über die steinigsten Bergpfade und breite Bäche zu steigen, zu laufen und zu springen wissen. Dem Japaner, der sich in Europa eingewöhnen soll, ist unser fußverkrüppelnder Lederstiefel die ärgste aller Qualen. Daher die beneidenswerten Marschleistungen der Soldaten, daher der unverdorbene Wuchs und die gelenken Zehen, die man bei den Handwerkern während ihrer Arbeit bestaunt. Mit der europäischen Tracht ist der Lederstiefel gekommen. Im alten Japan war er schon deshalb nicht gebräuchlich, weil ja Reis und Fische die Volksnahrung bildeten und das Rind nur als Lasttier in spärlicher Zahl gehalten wurde. Heute hat man den Lederschuh durch leicht zu öffnenden Verschluß den heimischen Ansprüchen angepaßt.

Die Bekleidung des Körpers hat mich im ganzen weniger enttäuscht, als ich gefürchtet hatte. Der Reisende weiß vorweg, daß die Soldaten den westlichen, zweckmäßig umgebildeten Uniformschnitt tragen, daß an dem Hofe europäische Tracht vorgeschrieben ist, und daß im Geschäftsleben, in den Ministerien und Banken auf den Sesseln und vor den Schreibtischen unsere Röcke, Westen und Hosen üblich sind. Auch in seinem Hause hat der Beamte wohl ein Arbeitszimmer mit den Bequemlichkeiten amerikanischer Büroeinrichtung, der Arzt ein europäisches Sprechzimmer. Allein sobald das Geschäft endet, ist jedermann glücklich, das enge Röhrensystem abtun und den bequemen Kimono anlegen zu dürfen. In den Kreisen des Mittelstandes wiegt auch außerhalb der vier Wände das Heimische weitaus vor. Die Farben freilich zur Zeit meiner Reise nicht fröhlich bunt, wie wir sie nach den alten Holzschnitten wohl erwarten, sondern maßvoll gedämpft, dem beliebtesten Färbestoff, dem Indigo, sich nähernd, in feinen Stimmungen mannigfach wechselnd, grau, braun, stumpfviolett, mit wenigen oder kleinen anspruchslosen Druckmustern, die noch heute ihre alte Laune nicht verloren haben. So die Männer, so die Frauen; nur die Kinder unter vier Jahren dürfen grelle, etwa leuchtend rote Kleidchen tragen und, wie sie, die Greise und Greisinnen als Sinnbild dafür, daß sie wieder zu Kindern werden. Das könnte bei uns eine Uniform für die wegen »Überalterung« Abgesägten abgeben.

Noch weiß der Wohlhabende zu dem Gewand auch

die Zutaten fein zu stimmen, die schön geflochtene Gürtelschnur und das Täschchen mit dem Rauchgerät; es gibt in Tōkiō und Kiōto kleine Läden, in denen der Gebildete dieses Beiwerk aus saubersten Arbeit und wertvollen, oft seltenen Stoffen zu Kauf findet, etwa aus altem, mit Modeln bedrucktem Leder oder, einer neuesten Liebhaberei folgend, edlen Druckstoffen heimischer oder indischer Herkunft. Die Kenner und Feinschmecker sind in Japan nicht ausgestorben.

Die frischesten Töne im Straßenleben geben nicht die oberen Kreise ab, sondern das Heer der Handarbeiter und Kleinhändler, die das dichteste Gedränge in den Verkehrsstraßen ausmachen. Noch trugen sie fast alle die weithin sichtbaren Zeichen ihres Berufes oder des Hauses, dem sie dienen, in mächtigen farbigen Sinnbildern, Wappen oder Inschriften. Da ist der Zimmermann, der Handelsdiener, der Feuerwehrmann; da sind die Fuhrleute, die Hausierer aller Art, die Gaukler. Da kommen auch die Bäuerinnen mit ihrer Ware auf dem Kopfe, besonders in Kiōto noch ganz in lang gewohnter Tracht, wie auf alten Bildern, in breiten Kopftüchern und engen Hosen, und so weiter eine bunte Menge von Typen, die uns aus den novellistischen Darstellungen des Kōriusai, den Geselligkeitsbildern der Kiyōnaga, Utamaro und Eschi, den Bühnenbildern der Schunschōschule geläufig sind. Dazwischen als heutige Erscheinungen die Schüler in ihrer weiten Überhose und die Schulmädchen in einem besonders ansprechenden Schnitt, einer gut nationalen neuen Zweckform. Am meisten hat es mich gefreut, daß ich



Häuschen am Wasser

während meines Aufenthalts nicht eine einzige Japanerin in europäischem Kleide gesehen habe. Noch war es in der offiziellen Hofgesellschaft vorgeschrieben, aber selbst in der Geselligkeit unserer Diplomatie erschienen die Damen eines sehr hohen Adligen zum Frühstück in heimischen, schlichtest gemusterten und abgestimmten Gewändern. Eine Kette von Unterschieden auch hier, dem Fremden unmerklich, dem Kundigen untrügliche Zeichen des Standes, der Gesellschaftsklasse, des Berufs, besonders die Haartrachten mit ihren Kämmen und Schmuckpfeilen. Auch für diese Zutaten der weiblichen Tracht gibt es besondere,



Priester mit Götterschrein

auf trefflichen Geschmack eingestellte Kaufläden, in denen der junge Lebemann zwischen dem, was er schicklicherweise für eine Hausfrau, eine Familientochter oder eine Sängerin zu wählen hat, sehr genau zu unterscheiden weiß. Die mannigfachen Abstufungen in der Erscheinung und den Gewohnheiten der Welt, in der man sich nicht langweilt, gehen, wie man mir sagte, erst dem Eingeweihten langsam auf und lehren erst ihn, die tieferen Geheimnisse der scheinbar so ehrbaren alten Holzschnitte und Bilderbücher zu verstehen.

Hier darf ich eines Erlebnisses gedenken, das nicht

zum Vorteil europäischer Kleidersitte ausfiel. Wir hockten in Tokio an einem heißen Nachmittage in dem angesehenen Kabukitheater auf den Matten unserer Loge zu ebener Erde, als neben uns drei junge Amerikanerinnen eintraten. Überlebensgroß; in der niedrigen Loge konnten sie nicht aufrecht stehen. Sie versuchten, nach unserem Beispiel auf den Boden zu kauern; dabei riß mit einem hörbaren Krach der Stattlichsten der pralle Kleiderrock, so daß nun vollends aller Augen sich dorthin wandten. Jetzt holte man Stühle; auf ihnen saßen die rundlichen Damen nun in ihren durchbrochenen Spitzenkleidchen, jede Körperform einzeln herausmodelliert und den lüsternen Blicken zur Schau gestellt. Mein japanischer Begleiter sah mich leicht spöttisch an, als möchte er fragen, ob dies die gepriesene westliche Sittsamkeit sei. Ich schämte mich. Denn daneben nahmen sich die Geischas auf der Galerie in ihren vornehm verhüllenden Kimonos wie Muster der Ehrbarkeit aus. Wie verschieden in diesem Punkte die Anschauungen. Wie würden diese vermeintlich so korrekten Ladies über die wohlerzogene, höchst achtbare japanische Haustochter urteilen, die nach Landessitte im gemeinsamen Badebecken des ländlichen Schwefelbades ohne jede Hülle und ohne alle Scheu uns gegenübersaß.

Wie eine Welt für sich und doch mit dem Volksleben eng verwachsen sprechen den Kunstfreund die vielerlei Gestalten der Priester, Mönche, Nonnen, Tempelpilger, Büßer an, auch sie in Art und Tracht bewußt altem Geiste treu. Die handfesten kahlgeschorenen Köpfe noch heute ganz wie in der monumentalen Bildnis-

plastik bester Zeiten; die prachtvollen, streng geschnittenen Meßgewänder; die freilich oft recht zwanglose Feierlichkeit der bunten Prozessionen, an der ich besonders bei dem beliebten Giontempelfeste in Kiōto mich erbaut habe. Wer in Nikko, dem berühmten Tempel- und Grabbezirk der Tokugawa-Schogune des 17. Jahrhunderts, das Innere des vornehmsten Grabschreines sehen will, muß selber, mit einem seidenen Priestergewande bekleidet, eine Zeremonie mitmachen, die eines gewissen Eindruckes nicht entbehrt. Und beim Besuche der Klöster oder Tempelgärten wird er mehr als einmal Gelegenheit finden, die feine Höflichkeit und stille Gelassenheit dieser Männer zu bewundern.

Wer sich sehnt, durch die Äußerlichkeiten hindurch tiefer in das japanische Volkstum einzudringen, sollte sich vorab entschließen, das japanische Leben an sich selber zu erproben. Mich hatten amerikanische Fachgenossen dringend ermahnt, in japanisch gehaltenen Gasthäusern abzusteigen und mich dort nach Landessitte einzurichten, weil man nur durch eigene Erfahrung in die fremdartige Welt einwachse. Ich habe ihnen recht gegeben und meine jungen Freunde beneidet, die länger im Lande weilen und sich an seine Eigenheiten und die Sprache persönlich gewöhnen konnten. Meine wenigen, heißen Monate sind zu kurz gewesen für solches Wagnis; nur gelegentlich auf Reisen durch kleinere Orte habe ich es mir in den sauberen Zimmern, den schattigen Umgängen und sorgsamen Gärtchen bequem machen können; es ist leicht die Augen, schwerer die Ohren, am schwersten die Zunge und die Nase auf Japan ein-



Blumenaufzier

zustellen. Überdies wissen die gewandten Wirte drüben es dem europäisch Gewohnten in den großen und selbst kleineren Hotels nach seinen Gewohnheiten höchst bequem zu machen, bis in das weit entlegene Sapporo auf der Nordinsel hinauf. In dem vielbesuchten Nara ist das neue, große Hotel sogar in recht geschmackvoller, schlicht japanischer Art ausgestattet.

Entscheidend aber ist es, daß man möglichst oft und vielseitig auch persönlich Fühlung mit dem Volksleben und vor allem mit gebildeten Japanern gewinne. Das eine hat mir mein lieber junger Freund und aufopfernder Begleiter, Maler Fritz Rumpf aus Potsdam, erschlossen, ein ungewöhnlicher Kenner der Sprache und der Volksart, als Schüler Emil Orliks mit allen Zeichen- und Druckkünsten und mit dem einschlägigen

Kunsthandel vertraut, seither nach harten Kämpfen um Tsingtau aus japanischer Gefangenschaft heimgekehrt. Wir haben manchen heißen Vormittag bei den Kunst- und Buchhändlern in Tōkiō und Kiōto gehockt, bald im schattigen Hinterzimmer gegen das Gärtchen oder bepflanzte Höfchen hin, das auch in dem bescheidensten Hause nicht fehlt, bald im offenen Laden an der sonnigen, staubigen Straße unter den Augen der neugierigen Menge, mit der Freund Rumpf in den verschiedensten Mundarten und Tonarten Scherz zu treiben wußte. Sie beugten staunend ihre Nasen weit über sein Papier, wenn er mit seltener Gewandtheit seine flinken chinesischen Schriftzeichen hinmalte. Dann brachten uns der Händler und seine Gehilfen nach gutem Zureden von rückwärts aus den feuersicheren Speicherhäusern ihre Schätze; dann kamen wohl auch die Gattin und die Töchter aus der Küche hinzu, um uns Tee vorzusetzen oder verschämt und launig dem Hin und Her der Verhandlungen zuzuhören, und es gab ansprechende Einblicke in die Häuslichkeit des kleinen Mannes. Soweit diese Händler nicht die Fremden, sondern vorwiegend ihre Landsleute zu Kunden zählten, haben wir sie stets freundlich, aufrichtig und ehrlich befunden und manche erwünschte Beute heimgetragen.

In das Hausleben des gebildeten Japaners habe ich dank persönlicher Beziehungen einige Blicke tun können, um so wertvoller, weil ja der Einheimische sein Haus dem Fremden meist voll ängstlicher Scheu zu verschließen pflegt; solchem landesüblichen Ausweichen bin ich mehrfach begegnet. Deshalb denke ich mit be-



Nō-Spiel

sonderem Danke des Arztes Professors Irisawa in Tōkiō, den ich schon bei der Ausreise durch unseren Kollegen Sh. Hara, den Assistenten am Museum in Hamburg, kennen lernte, und für Kiōto des gleich liebenswerten, erfahrenen Leiters des Handelsmuseums, Herrn Niwa. Beide haben mich nicht nur in Gasthäusern bewirtet, sondern in ihr Haus und ihre Familie eingeführt und mir die seltene Gelegenheit gegeben, die japanische Mutter und ihre Kinder, Knaben, Mädchen und Jünglinge, kennen und schätzen zu lernen. Vor diesen würdigen, zurückhaltenden und doch launig teilnehmenden Frauen, Meisterinnen der Hauskunst und angebeteten

Müttern, habe ich aufrichtige Ehrfurcht empfunden. Die Familien hielten fest am alten Glauben der Väter: der Hausherr zeigte mir zum Zeichen tiefsten Vertrauens den kleinen Hausaltar mit den Bildern und Namenstäfelchen der verstorbenen Eltern, vor denen alltäglich in zierlichen Näpfchen Kostproben von allen Mahlzeiten des Hauses als Opfer aufgestellt werden. Und ich verlebte dort das Bon-Fest, das Fest Allerseelen, an dem zum Gedächtnis der verstorbenen Lieben in und vor allen Häusern Lichter in bunten Papierschirmen brennen, damit die Seelchen an diesen Tagen heimwärts finden und mit den Ihrigen in treuer Gemeinschaft weiter leben. Rührende Sitten, die selbst im Hause des modernen Arztes noch nicht veraltet sind, zartester Ausdruck uralten Ahnenglaubens, der die Japaner als Einzelwesen und als Volk so ruhig und stark macht. Und die Söhne des Hauses mußten aus ihrer Schule berichten, von der wir aus Lafcadio Hearn wissen und über die mir das reichhaltige Schulmuseum in Tōkiō manche neue Vorstellungen geweckt hatte mit seiner Fülle zeitgemäßer Lehrmittel und namentlich trefflicher Handarbeiten. Wer japanischen Kindern bei Spiel oder Arbeit zuschaut, staunt immer wieder über die Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit dieser weichen Fingerchen. Ich hatte mich daran schon vor Jahren auf wandernden Ausstellungen in Berlin, Paris und London ergötzt. Freunde der Handfertigkeit werden sich der entzückenden, selbstgefertigten Spielsächelchen aus der japanischen Abteilung auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden erinnern. Die größeren



Nō-Maske

Buben zeigten mir mit Stolz ihre Waffen, und die erwachsenen Söhne erwiesen sich als besonders tätige Mitglieder des großen, über ganz Japan verbreiteten Fechtbundes, in dessen großer Halle sie sich abendlich im Ringen und Schwertschwingen übten. Sie sprachen leuchtenden Auges von dem Selbstopfer, das nach dem Tode ihres kaiserlichen Herrn kürzlich der Held General



Nō-Maske

Nōgi und seine Gattin als Beispiel für ihr Volk an sich vollzogen hatten. Und doch weiß dieses Volk auch dem Feinde ein so zartes Mitgefühl zu bekunden: Fräulein Sophie Büttner, die noch im Kriege als Lehrerin des Deutschen in Kumamoto tätig gewesen ist, erzählte in ihren Vorträgen, daß nach dem Falle von Tsingtau, als die ganze Stadt flaggte, ihre Nachbarn keine

Flaggen aufgezogen hatten, um ihr nicht wehe zu tun.

Wie ernst diese nationale Zucht auf alten Grundlagen gemeint ist, hat uns das weitschauende Buch des damaligen Majors, jetzigen Generals und Professors Karl Haushofer (Dai Nihon, Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft, Berlin 1913), ach zu spät, gedeutet. Auch ich habe damals eines so nahen Krieges kaum gedacht. Nur dem Besuch Tsingtaus bin ich wegen eines unbehaglichen Gefühls ausgewichen. Wer heute dort liebe junge Freunde unter der Erde weiß, kann an Japan nicht nur als harmloser Romantiker denken. Selbst zur Beschäftigung mit der alten Kunst habe ich mich langsam zwingen müssen.

Die Ehrfurcht vor der Überlieferung, die, wie mir schien, 1913 im Wachsen war, hat auch in friedliche Gebräuche hinübergegriffen. So war die ansprechende Sitte der feierlichen Teezeremonie bei den Freunden heimischen Wesens ringsum im Schwange. Berühmte Generale hatten in ihren strengen Vorschriften noch während des Russenkrieges vor entscheidenden Schlachten innere Sammlung gesucht, so wie einst Moltke beim abendlichen Whist. Ich habe einem solchen Tschanōju beigewohnt, einer Lehrstunde unter der Leitung eines ehrwürdigen Meisters. Obwohl nur Übung, doch alles durchaus mit tiefem, gläubig anmutendem Ernst angefaßt, als seien alle die berühmten Großmeister dieser geselligen Kunst zu Gaste gekommen. Da mußten die Teilnehmer vom Garten aus durch ein enges Türchen in das eigens für diese Zeremonie nach alten Regeln

gebaute Gemach eintreten und nach vielen Verbeugungen ihre Plätze auf den Kissen hinter den Rauchbecken einnehmen. Da wurde nach strengen Vorschriften das Kohlenbecken auf der dafür bestimmten Schutzplatte hergerichtet, der Wasserkessel aufgestellt, das Feuer geschürt, der grüne Tee aus vielfach umhüllter, wertvoller Büchse entnommen, in die ebenso kostbare Trinkschale gegossen und unter vorgezeichneten Komplimenten dem Ehrengaste gereicht. Wie dieser dankte, den dicken Saft in gebotenen Absätzen schlürfte, dann die Schale, ein Meisterstück der Töpferkunst, bewunderte, pries und den übrigen Gästen zeigte, wie sich daran ein Gespräch über den Töpfer und seinen Stil knüpfte, das man mir übersetzte, und wie das feierliche Getue reihum in dem kleinen Kreise weiterspielte und mit hübschen Geschenken an den fremden Gast endete, das gab ein lebensvolles Bild einer Kultur des Auges und der Gebärden, das hinter aller angelernten Form auf eine tief innere, persönliche Lebenskunst schließen ließ. Einen zweiten Meister dieses Faches haben wir in Tōkiō in seinem reizvollen Häuschen und zierlichen Laden besucht, in dem er alles, was zu der Zeremonie vonnöten ist, feil hielt, vom Tee bis zu den wertvollsten, mit allen Siegeln und Briefen als angeblich echt beglaubigten Altsachen.

Auch die Blumenzierkunst wird mit derselben Feierlichkeit gelehrt und geübt. Ich erlebte auch darin eine Unterrichtsstunde: Frauen und junge Mädchen aus dem Bürgerstande, mit großem Ernst bei der Sache, allerdings nach unverlierbarer japanischer Frauenart



Nō-Geräte: Fächer, Kasten, Kappe

zwischenhin immer wieder mit Spiegelchen und Salbnäpfchen und Nadeln und Putzpapierchen um ihr Äußeres, besonders Haar und Haut, besorgt. Eine jede hatte ihre Blumen und Zweige mitgebracht und mußte einzeln vor dem Tokonoma, der Ehrennische des Zimmers, das passende Gefäß wählen und nach den geheiligten Regeln der strengen Schule die Zweige schneiden und biegen und mit dem geflochtenen Korbe oder dem Bambusgefäße in Einklang setzen. Der Lehrer zeigte uns auch seine Sammlung alter Bücher, jener in Holz geschnittenen Vorlagewerke für Blumenzier, wie ich sie eben bei den Buchhändlern gekauft hatte. Auch hier achtungsvolle Verehrung des Alten zum Zwecke neuer Gestaltungen.

In solcher pietätvollen Gesinnung hat man vor allem die alten Tempelspiele und das Theater mit hingebender Liebe erneuert. Wer das einstige Japan ahnen will, darf keine Gelegenheit versäumen, diese ernsten Aufführungen und gediegenen Schauspiele zu besuchen. Hier geht ihm eine ganze Welt auf. Freilich würde mindestens ein Jahr in Japan vonnöten sein, um durch alle Jahreszeiten hindurch die wechselnden, mit dem jeweiligen Baum- und Blütenstand so eng verknüpften Feste und festlichen Spiele zu erleben. Im Hochsommer, schien es, ruhen auch die Tempelfeiern, wie ich sie beispielsweise in Nara so gern gesehen hätte. Zum Glück fand ich in Kiōto wenigstens zu einer Vorstellung der ehrwürdigen Nō-Spiele Zutritt, obwohl sie nicht öffentlich war, sondern von Liebhabern für Liebhaber von hoher literarischer Kultur gespielt wurde. Die Bühne, holzgezimmert im Freien, mit breitem seitlichen Gang für die auftretenden und abgehenden Spieler. Die Zuschauer, Männer und gebildete Frauen, davor hockend, meist mit Textbüchern emsig beschäftigt, wie in unseren Konzerten gewiegte Musikkenner; rückwärts ebenerdig einige bedachte Abteile für Gäste. Die Rückwand der Bühne mit einer ständigen Dekoration aus goldgrundiger, leuchtender Malerei, wie einst in den Kaiserpalästen, von denen ich noch berichten werde. Die Spieler, sämtlich Männer in feierlichen Prachtkleidern und, soweit ihr Gesicht nicht gerade ihrer Rolle gemäß ist, hinter den edlen, farbigen Masken, diesen Mustern künstlerischer Gesichtsbildung; man halte dagegen die Wachsköpfe in europäischen Läden. Die Gebärden nur



Außenseite eines Theaters

Sinnbilder, die Bewegungen tanzartig gemessen, die Dichtung, wie man mir sagte, in strengen Rhythmen der Worte und Gedanken. Dazu aus dem Hintergrund der Bühne jene seltsam ansprechende Musik, die uns zunächst so völlig disharmonisch klingt und erst allmählich durch die eigenartigen Akzente Reiz gewinnt. Das Ganze eine Kunst, die sich unserer Oper, oft noch mehr einem Oratorium oder einer Messe vergleicht; man versteht, daß sie die bevorzugte, ja für den klassisch Gebildeten die einzig beachtliche Bühnenkunst seines Landes ist. Man wendet auf sie beträchtliche Zeit und Mittel. Auch für die Nō-Freunde gibt es in Kiōto ein

vornehmes Sondergeschäft mit den Textbüchern, Kostümen, neuen und teuersten alten Masken und gediegenem Zubehör für die Spieler und Zuhörer. Der Kenner z. B. darf ein Nō-Spiel nur mit einer bestimmten Art von Fächern besuchen.

Ist das Nō-Spiel die Sache literarischer Feinschmecker und dem Europäer erst nach schwierigen Studien verständlich, so vermag dagegen das gute japanische Schauspiel einen jeden, der vorurteilsfrei zu schauen kommt, auf das Tiefste zu packen. Auch das Theater in Japan steht heute unter den widersprechendsten Zeichen. Es gibt europäisch gebaute Theater im Rokoko- und scheußlichsten „Jugendstil" mit Stuck und schäbigen Plüschsitzen und darin die albernsten Verballhornungen europäischer Dramen und Operetten; es gibt winzige Volksbühnen nach Schmierenart; aber es gibt vor allem einige vorzügliche, nach alten Vorbildern in langsamem Mühen höchst sachlich und geschmackvoll wiedererstandene Mustertheater, voran das Kabuki-Theater in Tōkiō, schlichte, geräumige Holzbauten mit der zweckmäßigen Drehbühne und dem eigenartigen Zugangsweg über die Zuschauer weg, mit den viereckigen kleinen Bezirken im Parterre, in denen die Besucher bei Tee und Pfeife knien, mit niedrigen Logen in zwei Geschossen ringsum, genau wie auf den ausgemalten Holzschnitten des alten Masanobu. Auch die Schauspieler, noch heute in die Sippen gegliedert, deren Namen und Wappen uns neuerdings durch fleißige Deuter der alten Farbendrucke, wie Dr. Kurth in Berlin, geläufig geworden sind, nehmen die gediegene Tracht



Schauspieler

der Blütezeit, des 18. Jahrhunderts, in allen Einzelheiten zum Muster, die Stoffe, die Schnitte, die Waffen, oft hochwertige Sammlerstücke, die Hintergründe auf der breiten Bühne, Innenräume wie Landschaften in allen Reizen der Jahreszeiten. Auch im Einzelnen erlebt der europäische Besucher überraschende Erinnerungen an die Holzschnitte, die ja großenteils keinen



Schauspieler

tieferen Zweck hatten als unsere heutigen Ansichtskarten, Andenken an die beliebtesten Helden der Bühne. Darunter bekanntlich keinerlei Frau, sondern lediglich Männer; die berüchtigte Sada Yako, auf die um 1900 Europa hineingefallen ist, verhält sich zum echten Schauspiel der Japaner wie eine Zehnpfennigvase zu einem alten Tempelgefäß. Auch die Schauspielkunst



Schauspieler in Frauenrolle

wahrt ihren eigenen altertümlichen Stil, nicht wirklichkeitsgemäß hastend, sondern wie ein feierlicher Ausdruck der begleitenden Musik; die ganzen Gestalten und die Mienen bildmäßig, sparsam, gemessen, bewußt gestellt. Oft löst eine kaum merkliche Gebärde, eine Wendung des Kopfes, ein Zucken der Züge lauten, berechtigten Beifall aus. Ich habe Eindrücke höchster

Dramatik erlebt, die an Shakespearische Wirkungen erinnerten. Und nach dem ergreifenden Trauerspiel die ausgelassensten Komödien, tolle Scherzspiele voll beweglichster Tänze. Das Merkwürdigste, daß die bedeutenden Schauspieler in jeder Art von Rollen gleiche Meister waren: den tragischen Helden der berühmten Rōnintragödie, eine Sängerin im Teehaus und einen clownhaft gelenkigen, sich überkugelnden Tänzer spielte derselbe sechzig Jahre alte, berühmte Meister. In den Zwischenakten habe ich hinter der Bühne auch die Fertigkeit bewundern können, mit der diese weltgewandten, zum Teil weitgereisten Männer sich eigenhändig ihre köstlichen Charakterköpfe schminken. Auch auf der Bühne ist in stetiger Arbeit das Alte zur Grundlage einer Reform geworden, bis in die Theaterzettel und Textbücher hinein, bis in die Bilder, Fahnen und wallenden Banner an den Fassaden der Theatergebäude. Selbst das Puppenspiel, von dem uns Utamaro und seine Zeitgenossen Beispiele geben, wird heute mit großer Sorgfalt geübt und vermag auch den europäischen Zuschauer zu ergötzen. Und noch stehen auch die Ringkämpfe hoch in Gunst, für die bessere Gesellschaft in stattlicher neuer Halle, für das Volk auf den Jahrmärkten unter freiem Himmel: dieselben feisten Gestalten, Gebärden, Kampfregeln, über die uns alte Bilder und Bücher unterrichten.

Von den vielen würdigen und anmutigen Tänzen, die in den Teehäusern zur Unterhaltung der Gäste bei jeder Festlichkeit vorgeführt werden, habe ich nur Proben gesehen. Der liebenswürdige Herausgeber ja-

panischer Kunst, Herr Shiichi Tajima, wußte mir dabei über ihre Geschichte und Bedeutung vielerlei zu erzählen. Denn auch sie bilden, wie das Theater, ein beliebtes Studium für die Freunde alter und neuer Kunst, eine Welt von Rhythmen, Ausdrucksformen, Kleidermustern und Farben. Unsere Modenkunst könnte auch an ihnen lernen. Und auch sie haben ihre eigene Literatur. Denn über keines der vielen künstlerischen und kulturgeschichtlichen Sondergebiete fehlt es an älteren und heutigen, meist farbig illustrierten Werken: über Kleider, Frisuren und Schmuck der Frauen, über Priestergewänder und Rüstungen, über Kopfbedeckungen und Schuhe, über Theatergebäude und -Dekorationen, Nō-Geräte und Masken, Tempelfeste und weltliche Vergnügungen aller Art.

Kommt solche tätige Liebe zum guten Alten, die ich auf diesen Lebensgebieten beobachtete, auch der Kunst und dem Handwerk zugute? Das war eine Frage, die mich aufs nächste anging. Ich war nach Japan gekommen mit der Absicht, neben den Resten alten Kunstgewerbes auch die Stätten und Methoden nicht nur des Handwerks, sondern auch der Kunstindustrie aufzusuchen. Aber ich habe bald darauf verzichtet, weil es mir nach kurzen Stichproben Verschwendung schien, meine Tage den wertvolleren Eindrücken der unverfälschten Kultur zu entziehen. Die Exportware, die wie eine Seuche Europa überflutet und nach den Klagen erfahrener Kenner unserer heimischen Kunstindustrie weit empfindlicheren Abbruch tut, als wir uns gestehen, — haben wir uns doch lammfromm und

gedankenlos selbst während des Krieges mit Japan noch riesige Auslagen solcher Schundware in unseren Läden und Warenhäusern gefallen lassen — erscheint in ihrem eigenen Lande noch um vieles oberflächlicher, billiger, gemeiner als draußen. Sie überschwemmt schlimmer noch als bei uns die edelsten Stätten der Andacht; auf der herrlichen Insel Enoschima nahe Kamakura, einem Wallfahrtsort für alle Naturfreunde, beengen ihre Krambuden alle Wald- und Aussichtswege und werfen im Angesicht des befreienden Meeres den Besucher an jeder Pfadbeuge aus aller Stimmung. Ich habe unter freundlicher heimischer Führung mancherlei Betriebe der Töpferei, Handweberei und Stickerei besucht und in engen Räumen dicht gedrängt kümmerliche Arbeiter und Arbeiterinnen über ihre technisch oft staunenswerten, künstlerisch so schmerzlichen Werke gebeugt gesehen. Die Fabrikanten zeigten mir mit besonderem Stolze das, was dem vermeintlichen Geschmacke Europas nahe kam. Ich erinnerte mich dabei einer leidenschaftlichen Erörterung im Preisgericht der Weltausstellung in Turin 1911, als der japanische Kollege es nicht fassen konnte, daß wir einem großen, berühmten Aussteller seines Landes für seine technisch einwandfreien Arbeiten nicht den beanspruchten Preis zuerkennen wollten, weil alle Muster im übelsten Jugendstil gehalten waren. Jetzt fand ich in Kiōto die Quelle dafür, in der Kunstgewerbeschule, die ein jüngerer Künstler, der Bruder eines bekannten Politikers, leitete. Der liebenswürdige Mann hatte mehrere Jahre in Europa verbracht, auch in Berlin als Schüler



Schauspielszene

der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums, und hatte leider die Vorstellung heimgetragen, er müsse nun Raumdekorationen, Möbel, Gefäße und Flächenmuster in seinen Klassen so zu Papier bringen lassen, wie er es bei uns glaubte gelernt zu haben. Ich habe ihm, beschämt, wie ich mich fühlte, damals meine Bedenken verhehlt. Ich hätte offener sein und mich eines einstigen Erlebnisses erinnern sollen. Ein Ministerialdirektor des Schulministeriums aus Japan besuchte vor Jahren meinen Vater, um ihn nach den besten Quellen für Bleistifte zu befragen, und war höchst erstaunt, als dieser ihm gerade heraus antwortete: »Was wollen Sie mit Bleistiften? Im Lande der Pinselkunst sollten Sie überhaupt keinen Bleistift dulden!«

Heute, zwanzig Jahre später, beginnt solche Erkenntnis sich durchzusetzen. Im Hause meines gast-

freien Freundes, des Direktors Niwa vom Handelsmuseum in Kiōto, zeigte mir einer seiner Söhne, ein junger Maler, feinsinnige Gemälde und Dekorationen im besten Geschmacke Altjapans, wie man sie jetzt in seiner Schule und ihrem Kreise schafft. Auch von gediegenem, liebevoll gepflegtem Handwerk sah ich abseits vom Wege noch manches erfrischende Beispiel. Und ich hatte Gelegenheit, im Gebrauch gebildeter Japaner und in gewissen versteckt gelegenen Läden, die dem Fremden zu entgehen pflegen, ausgezeichnete Stücke heutiger Lackarbeit, Metallkunst und Töpferei zu beobachten. Selbst unter den Spielsachen und kleinen Andenken, die bei den Tempelfesten zu Verkaufe stehen, fand man neben verderbter Ware einen unverlorenen Bestand anmutigster Formen und Farben. Die angeborene Fertigkeit von Hand und Auge, das uralte Erbteil dieses begabten Volkes, bildet einen Schatz im Frieden und selbst im Kriege, wie Karl Haushofer nach seinen tief eindringenden Erfahrungen aus japanischem Militärdienste berichtet.

Mit welcher Liebe auch der gemeine Mann noch an der Handwerkskunst hängt, lehrte mich eine launige Stunde auf einer Bahnfahrt im Hokkaidō, der Nordinsel, die ich zur Erfrischung in der heißesten Zeit besucht habe. Ein weinseliger Greis stieg ein und fand mit seinen lauten Scherzen zu Anfang wenig Anklang. Bald aber ließ er unter den Landsleuten seine Sakeflasche kreisen, eine Kürbisform mit köstlicher Patina. Nun zogen zwei andere Fahrgäste die ihrige hervor, ebenso sorgsam gepflegte Stücke, und da gab es ein



Ringkampf

gegenseitiges Bewundern und Gerede; man beschaute, streichelte, hielt die Umrisse gegen das Licht, verglich die Farbtöne und war auf dem Wege über die Kunst alsbald ein Herz und eine Seele. Die Anlage des Auges schien mir trotz aller Abwege ein unverlierbarer Volksbesitz, der auch heutiger und künftiger Aufgaben Herr zu werden verspricht. Nirgends auf der Welt habe ich anmutigere Ansichtskarten gefunden als in den Läden japanischer Photographen. Mein guter Stern hat mich solchen Kreisen nahe gebracht, die mit aufrichtiger Hingabe daran arbeiten, altjapanische Art zu wahren und neu zu gestalten. Sie ließen mich hoffen, daß die Würde und die Reize jener alten

Kultur sich länger, als ich im Anfang fürchtete, behaupten mögen gegen die trüben Fluten des Allerwelts-Ungeschmacks.



Holzschnitt von Kiyonobu, ausgemalt



Altjapanischer Bronzespiegel im kaiserlichen Schatzhaus zu Nara

JAPANS KUNSTSCHÄTZE

Wer vor dreißig Jahren sich in Japan um die alte Kunst bemüht hat, der erzählte wohl, wie der Japaner damals die Teilnahme der Europäer sich zur Ehre geschätzt habe. Das ist anders geworden. Hinter aller landesüblichen Höflichkeit habe ich mehr als einmal den Groll darüber herausgefühlt, daß der Fremde als Käufer, ja auch nur als Forscher in Wettbewerb mit dem Einheimischen trete. Längst waren reiche Sammler voll Leidenschaft bemüht, abgewanderte Kunstwerke für ihr Land zurückzukaufen. Solch begreifliches Verlangen ist seither von Jahr zu Jahr gewachsen. Letzten Endes aber darf der japanische Kunstpatriot sich seines Kunstbesitzes getrösten, mit mehr Fug als der Angehörige irgendeines europäischen Landes. Alles wirklich Entscheidende, die wahrhaft bedeutenden, uralten und urechten Malereien, die Masse der großen Bronzebildwerke und eine nicht übersehbare Fülle von Gerätkunst aller Art ist in den Tempelschätzen, im kaiserlichen Besitz, in alten Familien und bei klugen Sammlern aus der neuen Geldaristokratie gesichert, solange Japan seine finanzielle Großmachtstellung wahren wird.

Leider ist es infolge der japanischen Lebensgewohnheiten unbequem und fast unmöglich, diese Schätze zu sehen oder gar nach unserer Art eingehend zu studieren. Bekanntlich pflegt der Japaner wegen der vielen Feuersbrünste allen seinen Besitz nicht in den brennbaren Wohnhäusern, sondern in feuersicheren Speichern zu verwahren, doppelt dicht verstaut und umhüllt, weil

das feuchte Klima durch Rost und Schimmel jegliches Material gefährdet. Drum ist jedes einzelne Stück, je wertvoller und höher geschätzt, in um so mehr seidene Tücher und hölzerne Kästen eingeschlagen, die sich nur so lange öffnen, wie der Schatz dem befreundeten Kenner gezeigt wird. So wird jede Besichtigung selbst planmäßiger Sammlungen zu einer umständlichen, langwierigen Bemühung des Besitzers, seiner Verwalter und seiner Diener, ja auch des Besuchers selber. Denn dieser muß in gut japanischen Häusern dem Wirte die Höflichkeit erweisen, während des gemeinsamen Kunstgenusses neben dem Wirte auf den dünnen Sitzkissen und Matten des Fußbodens zu knien, und pflegt in dieser ungewohnten Haltung schon nach einer halben Stunde schwer erträgliche Qualen zu leiden. Eingehendere Notizen zu machen oder Kunstwerke auch nur in derselben Sammlung zu vergleichen ist danach fast ausgeschlossen. Auch ist man nie sicher, wieviel von der Sammlung man zu sehen bekommt, ob die besten Stücke und diejenigen, an denen dem Forscher am meisten liegt. Kurz, um japanische Sammlungen ernsthaft zu durcharbeiten, muß man lange im Lande leben, sich mit den schwer zugänglichen Besitzern persönlichst vertraut machen und, um sich vor ihrer oft sehr eindringenden Kennerschaft zu behaupten, selber schon als Kenner der wesentlichen Sammelgebiete vor sie treten. Eine Vertrauensstellung solcher Art hatte sich drüben unser verdienter und verehrter Landsmann Ernst Grosse erworben, der leider kurz vor meiner Ankunft heimgekehrt war.

Für die Tempelschätze gilt das Gleiche. Berühmte Tempel und Klöster, die auf sich halten, bewahren meist noch höchst kostbaren Besitz an Werken der freien Kunst und der Nutzkunst, um so sicherer verpackt, je vornehmer die Stätten und je angesehener die wirklichen oder angeblichen Stifter solcher Altertümer sind. Auch hier bekommt man die Kunstwerke nur nach mühseliger Einführung und Anmeldung sowie durch persönlichen Zeitaufwand der Geistlichen zu Gesicht. Dringt man einmal so weit vor, so wird man allerdings hinter dem umständlichen Gebaren eine tiefe Achtung vor der geschichtlichen Überlieferung und den künstlerischen Werten lebendig finden und von den feinsinnigen Bewahrern, Priestern und Mönchen, bleibende Eindrücke vollendeter Höflichkeit und, soweit der flüchtige Gast beobachten kann, abgeklärten Menschentums mitnehmen. Aber viel Zeit braucht man auch hier, für den Tee und die Unterhaltungen beim Empfang, für die langsame Vorführung, eingehende Betrachtung und Besprechung der Stücke und für den wiederum unter reichlichem Teegenuß zeremoniell gestalteten Abschied, bei dem der Gast wohl gar noch durch allerlei Geschenke beschämt wird. Ich habe dabei lieber als die Trinkschalen oder Kuchen ein hübsches Heft mit guten Lichtdrucken der Räume oder Gegenstände heimgetragen.

Nur an wenigen Stellen sind die Besitzstücke der Tempel in verschlossenen oder gar öffentlichen Räumen zur Besichtigung aufgestellt, wie in der ältesten aller buddhistischen Tempelanlagen, dem altehrwürdigen



Buddhatrinität, Kleinbronze, 8. Jahrh., Hōriūdschi

Hōriūdschi in der recht eigentlich japanischen Provinz Yamato, das ich von Nara aus besucht habe, oder in dem entlegenen, stillen Kloster Tschūsondschi im nördlichen Japan. Allerdings dient solche Aufstellung nicht immer zur Erhaltung der Schätze und bildet leicht eine Einbruchspforte für gewandte Händler trotz aller obrigkeitlichen Verbote. Doch kann der Besucher an solchen Orten auch erleben, mit welch ehrfürchtiger Scheu das Volk etwa vor einer alten, unscheinbaren Rüstung oder Schwertklinge steht, die ein berühmter

Held getragen oder gestiftet hat. Schmerzlich ist es mir gewesen, daß in meinen Aufenthalt nicht eine der Fristen fiel, in denen die vornehmste Stätte alten Kunstgewerbes, die köstliche Schatzkammer des kaiserlichen Kunstbesitzes und Gebrauchsgerätes aus dem 8. Jahrhundert, das Schōsōin des Tōdaidschiklosters in Nara, dem bevorzugten Besucher ihre unvergleichlichen Werte öffnet. Es ist eine Kunststätte, wie sie aus so früher Zeit und in so ursprünglicher, durch mehr als ein Jahrtausend behüteter Vollständigkeit sich in der Welt nicht zum zweiten Male findet. Mit Neid auf glücklichere Besucher habe ich vom Außenbezirk her zu dem ehrwürdigen Blockhaus hinübergelugt, das diese Kostbarkeiten birgt, und zu den Soldaten, die es streng bewachen. Ein Trost, daß seit einigen Jahren ein treffliches, dreibändiges Bilderwerk (Tōyei Shūko, an illustrated catalogue of the ancient imperial treasury called Shōsōin, Tōkiō 1910) von dem einzigartigen Inhalt Kunde gibt.

Auch zu den Meisterwerken der früheren Plastik, den durch Ausdruck und Form gleich packenden Bronzeweihbildern, führt der Weg zum Teil nur durch verschlossene Schatz- und Tempelpforten und über die Mächte, die sie gegen ein entsprechendes Lösegeld öffnen. Allein man findet sich jedesmal überreich belohnt durch die bald sanfte, bald gewaltige, stets zu Auge und Herzen sprechende Stimmung dieser wahrhaft erhabenen Tempelkunst. Ich mußte in Nara, der alten Kaiser- und Tempelstadt, unseren jungen Landsmann und Fachgenossen Karl With beneiden, einen

Schüler Strzygowskis und Freund des jüngst zu früh verewigten Karl Ernst Osthaus in Hagen, der damals im Mittelpunkt dieser traumhaften Schätze lebte, sie in großen Photographien meisterlich aufnahm und in Gemeinschaft mit japanischen Kunsthandwerkern, Bildhauern und gerissenen Fälschern in allen Einzelheiten studierte. Ein seltener Glücksfall, daß er seine unersetzlichen Platten noch im letzten Augenblick vor dem Kriege nach Europa hat bringen können. Sein Werk über buddhistische Plastik in Japan (Wien, Anton Schroll) ist ein stolzes Denkmal deutscher Tatkraft.

Diese Plastik bildet den Kern und wirkungsreichsten Teil auch der staatlichen Museen. Sie pflegen sich ihre Schätze großenteils auf eine eigene Art zu sichern, als zwangsweise Leihgaben der Besitzer, der Klöster und Tempel. Es heißt, daß eine gewisse Denkmalspflege schon in ganz früher Zeit in Japan geübt wurde. Jedenfalls haben die umsichtigen Tokugawa-Schōgune seit dem 17. Jahrhundert mancherlei ernstere Fürsorge getroffen. Das neue Japan hat 1897 eine Kaiserliche Archäologische Kommission aus 25 Mitgliedern eingesetzt und scharfe Vorschriften erlassen, denen 1906 über 700 Gebäude und gegen 2000 Einzelstücke unterstanden. Solcher Aufsicht und Sicherung dient vor allem das Recht, angeblich gefährdete Stücke auf kürzere oder längere Zeit in Gewahrsam der Museen zu nehmen. So sind namentlich die Museen in Nara und in Kiōto zu Sammelpunkten herrlichster Beispiele der Bildnerei geworden, der Bronzen wie der Schnitzwerke und Stuckarbeiten. Wer in ihnen die leisen,



Weltenwächter. Holzstatue, Ende 8. Jahrh., Nara

feinen, stetigen Wandlungen von dem strengen Stil der Frühzeit durch die allmählich bewegteren Auffassungen des reiferen Mittelalters bis in die bunte Verfallkunst verfolgt, die unserer Neuzeit nicht nur den Jahren, sondern auch dem Geiste nach entspricht, wer dazu in den Tempeln von Kiōto und Nara und ihrer Umgebung weitere Belege aufsucht, durchdringt sich bald mit tiefer

Achtung vor dieser an einem engen Kreis von Aufgaben mit rastlosem Formendrange schöpferisch tätigen Kunst. Die stille Anmut der Andachtsbilder, die launige Charakteristik der Schreckgestalten und die vornehme, an Altägypten gemahnende Würde der Bildnisse stehen gleich hoch und einzig unter den Kunstleistungen der Welt.

Schwerer ist es, in Japan die alte Malerei zu studieren. Bekanntlich kennt der Japaner keine Gemäldegalerien oder ihresgleichen. Wie die Bilderrolle, die unser Bilderbuch vertritt, das Makimono, nur zum Besehen in die Hand genommen wird, so entrollt der Besitzer auch das Hängebild, das Kakemono, nur bei besonderem Anlaß. Er hängt es in die Bildernische seines Hauses, das Tokonoma, wenn ein Fest gefeiert oder ein Besucher geehrt werden soll. Für sie sucht er in seinem Schatzhaus aus seinem Besitz mit feinstem Takte das sinnigste Stück aus; wer in einem guten japanischen Hause zu Gast gebeten wird, tut gut, dem Tokonoma einen Blick und vielleicht eine Frage zu widmen. Selbst die Gasthäuser halten für bevorzugte Reisende eine Auswahl bereit; ich sah in der Bildnische eines Zimmers, in das man Geistliche erwartete, ein Heiligenbild und ein Gefäß mit Blumen in tempelmäßiger Aufmachung.

Auch in den Museen stellt man jeweils nur auf kurze Zeit einzelne Proben dieser empfindlichen Seidenmalereien aus. Die Masse der Bestände kann man nur unter den gleichen Beschwerden sehen, wie in den Privatsammlungen. Die Beamten helfen, wie mir schien,

mehr äußerlich höflich als aufrichtig fördernd. Sehenswerte Holzschnitte schien es damals in öffentlichem Besitze nicht zu geben. Man erwarte deshalb nicht, auf einer Reise der Malerei erheblich näher zu kommen, wenn man nicht mit der nötigen Muße ein besonderes Studium daraus machen kann. Mir hat sich trotzdem auf meiner Fahrt mancherlei erschlossen, einiges in Japan, das Beste in Amerika, an dem mir unvergeßlichen Tage, da ich unter Mr. Freers Leitung in seiner herrlichen Sammlung eine ganze Reihe neuer Maßstäbe chinesischer und japanischer Kunst vor mir aufstehen sah, Meisterstücke der konzentrierten Darstellung, der Naturauffassung, der Raumbildung, der Stimmung und all der übrigen, tiefen Eigenheiten dieser fremden, großen, ehrwürdigen Kunst. Wer diesen reizvollen Problemen nachgehen will, findet in William Cohns „Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei“, 1908, in Kurt Glasers „Die Kunst Asiens“, 1913, und in Otto Kümmels neuestem Werk „Die Kunst Ostasiens“, 1921, feinsinnige Wegweiser.

Auch für die Kleinkunst, das Kunsthandwerk, wird der Reisende nicht seine Rechnung finden, wenn er in Japan bequeme Überblicke oder handliches Studienmaterial sucht. Dies können ihm Amerika und selbst Europa brauchbarer gewählt und besser aufgestellt bieten. In Japan sollte man nur dem einzelnen Stück nachgehen, wie es der Kunstfreund als kostbaren Schatz in seinem Hause hütet. Was 1913 an Tonwaren und anderer Kleinkunst in den Schränken des Kaiserlichen Museums von Tōkiō stand, hatte all den Duft verloren,



Deckel eines Lackkastens im kaiserlichen Schatzhaus zu Nara

den die gleichen Tonschalen oder Lackdöschen atmen, wenn ihr japanischer Besitzer sie dem Gaste liebkosend deutet.

Einen starken und reinen Eindruck wird man dagegen aus dem Waffenmuseum des Arsenals in Tōkiō mitnehmen, einem umfänglichen Gebäude, in dem neben modernstem Kriegsgerät, Beutestücken und persönlichen Erinnerungen an die Nationalhelden stille Säle voll herrlicher Beispiele alter Rüstungen neben ihren ursprünglichen Holzkisten, voll Klingen und Schwertzieraten offen stehen, Meisterstücken aller Metallarbeit,

ein sprechendes Zeugnis für die verständnisvolle Schätzung und Verehrung, die auch das neue Geschlecht diesem männlichsten Besitz der Ahnen widmet. Auch hier eine virtuose Zweckkunst zu absonderlichen, eindrucksvollen, meist schreckhaften Bildungen gesteigert. Auch ihr Ende ein unersetzlicher Verlust an werktätiger Phantasie. Mir gab auch hier das Durcheinander der alten und der neuen Waffen zu denken. Ich konnte mich einiger Sorge um die Zukunft allen europäischen Geländes im fernen Asien nicht erwehren. Die Granaten aus dem Russenkriege waren unbehagliche Gäste im Traumland.

Zufällig mußte ich in Japan mehrfach wahrnehmen, wie Reisende aus Amerika, London oder Paris in den heimischen Museen sich eine reife Kenntnis und sichere Empfindung für japanische Technik und Form zu eigen gemacht hatten. Gerade draußen habe ich es beklagt, daß zum Schaden des deutschen Sammelwesens die Bestände in Deutschland nicht besser ausgenutzt und sorgsamer gesichtet werden. Wie durch fürsorgliche Aufstellung Werke ostasiatischer Kunst gehoben werden können, zeigt das anmutige Museum in Köln aufs eindringlichste. Hoffen wir, daß die bedeutenden Schätze der ostasiatischen Kunstabteilung in Berlin endlich das ihrer würdige Heim finden möchten. Was für manche kleineren deutschen Sammlungen reisende Mitbürger aus dem Osten heimgebracht haben, wäre besser drüben geblieben. Wenn der Deutsche einmal wieder den Weg nach Ostasien findet, sollte er besser als bisher vorbereitet sein.



Aus der Halle des Tempels zu Tschūsondschi

JAPANISCHE BAUKUNST

Die Photographie kann dem Kunstsucher in vielen Fällen den Mangel eigener Anschauung wettmachen. Nicht ersetzen aber kann sie zwei unentbehrliche Werte: die Beleuchtung und die Raumwirkung. Wie die Sonnenstrahlen oder die Nebel das Kunstwerk umfluten, und wie es zu seiner Umgebung und zu dem Betrachter sich in Verhältnis setzt, das läßt sich nur an Ort und Stelle empfinden; alles Studium ist nur wie eine ferne Vorbereitung für dieses persönliche Erlebnis. Der Reisende sollte seine besten Stunden der Baukunst widmen.

In Japan drängte sich auch hier vorweg die Frage auf: wie weit ist das üble Neue dem guten Alten im Wege? Die Antwort ist nicht eben erfreulich. Das schlimmste sind nicht einmal die einzelnen charakterlosen Steinbauten schlechtesten europäischen Geschmackes, die Putzfassaden in den Hafenstädten, die Ziegelfronten der Amtsgebäude in Tōkiō, der Jugendstil in den Geschäftsstraßen nahe den Bahnhöfen. Schmerzlicher berührt es, daß die unwiederbringliche Anlage ganzer Stadtviertel vernichtet worden ist durch überbreite Prachtstraßen, daß man die edlen Holzbrücken durch ordinäre Stein- und Eisenzüge ersetzt hat, daß bis in entlegene Dörfer hinein plumpe Telefonmasten die zierlichen Maßstäbe der Bauernhütten vernichten und eine Seuche allergemeinster Strecken- und Lichtreklame Stadt und Land ärger verpestet als fast in Amerika. Und doch: der Kunstfreund gewöhnt sich, eine Art geistiger Schutzbrille vor die Augen zu setzen



Tempel im Kloster Höriudschi

und findet, daß hinter dem lächerlichen, verdrießlichen Firnis Werke seiner warten noch immer »herrlich wie am ersten Tag«.

Unberührt bleibt zuvörderst die Natur, dieses stete Wechselspiel von Berg und Tal, Wasser und Land, Wildnis und Kultur. Selbst die weiten Ebenen, die man auf der Fahrt nach Norden durchfliegt, sind umrahmt durch bewegte, aufragende Berghintergründe. Im Gebirge die Seen, in den Tälern die Wasserfälle, Bäche und Sturzflüsse, nahe dem Meere die breiten Kiesbetten der Ströme, an den Küsten die Reihen der Inseln von äußerst phantastischer Bildung. Ich sah die



Haupthalle des Schintotempels von Isumo

Hunderte winziger Fichteninselchen bei Matsuschima im Norden, eines der drei volkstümlichen Naturwunder Japans, das burgartige Eiland Enoschima nahe Kamakura, die Fülle der Augenblicksbilder auf der Fahrt längs der Binnensee, die berühmten Plätze am Biwasee und andere Orte, die uns Hokusai und Hiroschige, wenngleich erst unter dem Zeichen ihrer späten Kunst, verklärt haben. Wie sehnt man sich auf der Bahnfahrt von Tōkiō nach Kiōto aus dem Schnellzuge, um zu Fuß oder Wagen den berühmten Tōkaidōweg entlang zu pilgern, die viel gepriesene und dargestellte einstige

Verbindung zwischen den beiden Hauptstädten, um rückträumend die anmutigen Ausblicke und launigen Vorgänge zu erleben, von denen die Meister des 19. Jahrhunderts so reizend zu plaudern wissen. Seit 1868 zieht dort kein Daimiō mehr mit seinem bunten Gefolge vom eigenen Schlosse zum Hofe des Schoguns nach Norden; keine Sänften, keine Banner, keine Panzerreiter, keine hochbepackten Diener. Und doch wandert noch heute trotz aller Eisenbahn mancherlei bescheidenes Völkchen die alte Straße im Urväterschritt.

Der Landschaft pflegt restlos das ihr gemäße Menschenwerk eingepaßt zu sein. Selbst die Hauptstädte, denen der Kunstfreund einen starken Bruchteil seiner Zeit widmen muß, werden zu einer Schule dessen, was wir heute Städtebaukunst nennen, nicht des Gewollten, bewußt Geplanten, sondern des mühelos und selbstverständlich Gewachsenen. Hier Tokiō, eine Weltstadt des Ostens, die Schöpfung der allmächtigen Schōgune, heute der Mittelpunkt des sich aufreckenden Nationallebens, weitgedehnt, dem Beobachter, der sie auf seinem Rikschasitz in allen Richtungen durchquert, täglich wieder neu. In der Mitte, von Graben und Wall eingehegt, der kaiserliche Schloßbezirk. In den geräumigen Wohnvierteln der Wohlhabenden schmiegen sich die baumgesäumten Straßenzüge in reizenden Windungen den grünen Hügeln ein. In den volkreichen Vorstädten heben sich die gedrängten Verkehrsstraßen aus den stilleren, engen Wohnstraßen heraus. Am Flusse, an den Kanälen und längs dem Ufer der herrlichen Meeresbucht dichte Reihen gleichförmiger Speicher und

die luftigen Teehäuser mit ihren breiten Umgängen. Das alles trotz der zahllosen Brände, die, einmal entflammt, die ganzen Stadtviertel zu vernichten pflegen, doch immer wieder mit nur leisen Änderungen nach alter Art neu aufgebaut. Südlich Kiōto, einst die vornehme Residenz der Kaiser und in den letzten Jahrhunderten ihr weiträumiges Gefängnis, das Rom Japans, vom Flusse durchspült, von bewegten Hügeln mit immergrünem Baumwuchs umsäumt, nach allen Seiten in die anmutigste Landschaft auslaufend, mit vielen Hunderten wechselvoll angeordneter Tempel und den einst so lebensfrohen Kaiserpalästen. Im Herzen des ältesten Japans der früheste Mittelpunkt seiner Kultur, das heilige Nara, mit den weiten Tempelbezirken voll herrlichst aufragender Nadelbäume, der Park bevölkert von zutraulichen Damhirschen, ein Freiluftmuseum ursprünglichen Holzbaus und großzügiger Bildnerei. Man braucht auch Nikkō nicht zu verschmähen, obwohl kein Allerweltsreisender es versäumt und seine späte Kunst uns bunt und kleinlich dünkt. Denn was den überzierlichen Lacktempeln und süßlichen Grabdekorationen dieses Gedenkbezirkes der Schōgune fehlt, das ersetzt die Natur durch die himmelstrebenden Kryptomerien, die ernsten Hänge, die rauschenden Gefälle, und auch der anspruchsvolle Freund strenger Kunst scheidet versöhnt von solchem Gemisch aus Würde und Anmut.

Wie sich Baukunst und Landschaft einen, das erlebt der Wanderer auf Schritt und Tritt, auch an entlegenen Orten. Hier am Berghang ein Strohdach, wie



Steinbrücke

ein Wahrzeichen eines weltberühmten Aussichtspunktes und doch nichts weiter als eine arme Bauernhütte, aus Not hier angeklebt. Dort in dichtem Grün ein verwittertes Tempelchen, den alten Ahnengöttern geweiht, wie ein Stück der Natur an diesem Platze gewachsen, untrennbar von seiner Gestalt und seiner Stimmung.

Die Grundlage für diese Harmonie bildet die durch-

gängige Einheit des Baustoffes und der Bauweise. Über die. Bauten der Japaner hat ein langjähriger, treuer Beobachter, Regierungs- und Baurat F. Baltzer, uns zwei gediegene Studien geschenkt, über das japanische Haus (1903) und über die Architektur der Kultbauten Japans (1907). Die Japaner selbst haben 1910 vom Ministerium des Innern aus ein schönes, dreibändiges Lichtdruckwerk veröffentlicht, aus dem unsere kleinen Bilder einige Proben geben (Japanese temples and their treasures). Es wäre gerade an der Zeit gewesen, jene Untersuchungen durch weitere planmäßige Aufnahmen in den einzelnen Landschaften zu ergänzen, eine Absicht, die ich mit deutschen Fachleuten drüben erwogen und als ein Geschenk deutscher Wissenschaft an das Japan vor dem Kriege erträumt habe.

Besonders die Wohnhäuser in Stadt und Land, die durch Erdbeben und Feuer täglich gefährdet sind, hätten solche Fürsorge verdient. Noch halten Bauer und Bürger an der altheimischen Bauweise fest. Zwar war eben ein riesiges Palais in einem der französischen Königsstile für einen Prinzen fertig geworden, und der Generalgouverneur von Korea, der spätere Ministerpräsident Terautschi, ließ sich von einem deutschen Architekten für Söul einen europäischen Regierungspalast zeichnen. Aber die Hütten, die ich betrat, die Gasthäuser alten Stils, die Wohnungen meiner japanischen Freunde und alles, was ich an vornehmen Häusern sah, waren bei allem Unterschied der Ansprüche doch im Kern aus *einem* Geiste. Das Gefüge der Holzbalken, am liebsten aus edlem Zedernholz



Tempelpark Uyeno, Tōkiō

und unbemalt in der schönen Maserung und zarten Naturfarbe, auf Pfählen über dem Erdboden erhöht, gediegen gefügt mit Dübeln, Zapfen und werkgerechten Verbindungen, über die uns viele alte Zimmermannsbücher unterrichten. Die Anlage des Ganzen nicht nach der Straße gekehrt, sondern nach rückwärts gegen den größeren oder kleineren Garten mit seinen feinen



Laternen im Hofe des Tempels des Iyemitsu, Nikko

Reizen. Luftige Umgänge rings längs der beweglichen Fensterwände mit ihren milden Papierscheiben. Innen zwischen Schiebewänden die lichten, gleichartigen Räume, nicht nach Zwecken gegliedert, denn man wohnt und schläft bekanntlich in demselben Zimmer, aber von wechselnder Größe, die man nach der Zahl der Fußmatten berechnet. Gewisse Unterschiede des



Tempel des Iyeyasn, Nikko

Äußeren in den verschiedenen Landschaften, besonders an den Reihenhäusern der Geschäftsstraßen mit ihren offenen Läden und Werkstätten. Die ganze Wohnbaukunst eine Meisterleistung völkischer Gestaltungskraft, in tausendjährigem Fortschritt entwickelt und bewährt.

Wie von der Bauernhütte zum Bürgerhaus, so ist auch vom Wohnhaus zum Kaiserpalast nur ein Schritt.

Nur die Abmessungen sind stattlicher, die Materialien edler, die gemalten Dekorationen von größter Pracht. Den Wohnzimmern sind geräumige Empfangssäle vorgelagert, aber auch sie unterscheiden sich nicht grundsätzlich. So der leider infolge eines Brandes erneuerte Palast des Mikados in Kiōto, so das herrliche Schloß der einstigen Schōgune daselbst, so die für kaiserliche Prinzen bestimmten Staatsräume des Klosters der westlichen Hongandschisekte in Kiōto. Sie alle tragen auf den Schiebetüren und Setzschirmen die großzügigen Malereien der Tokugawazeit in der kühnen Pinselführung, Naturauffassung und Farbengebung bedeutender Meister, Landschaften, Bäume, Blumen, Tiere, Beobachtetes und Geträumtes, voll sieghaften, selbstsicheren dekorativen Gefühls, eine eigene, ausgesprochen japanische Auffassung, wie sie in der Kleinkunst in den Werken des Kōrin populär geworden ist. Gleich meisterlich die Schnitzereien der durchbrochenen oder geschlossenen Füllungen, der Bronzebeschlag der Schiebewände, das Geflecht der textilen Verschlußbänder. Ein wahrhaft fürstlicher Hintergrund für ein Hofleben, dessen Formen- und Farbenreife in der Geschichte der künstlerischen Kultur kaum seinesgleichen hat.

Leider hat von dieser Kultur aus den damals herrschenden Kreisen des hohen Adels, der Teilfürsten, fast nichts die Verheerungen des Umsturzes von 1868 überdauert. Von der einstigen Pracht der Daimiōschlösser in ihren Landsitzen und in den Hauptstädten ist so gut wie nichts übrig. Nur von der äußeren Anlage und den



Weg im Gräberbezirk von Nikko

Wehrbauten geben vereinzelte Reste alter Kastelle noch starke Kunde, die Umwehrungen der Kaiserresidenz in Tōkiō, das Kastell zu Ōsaka, die Schlösser in Himedschi, Kumamoto u. a. Ich habe in Nagoya auch an dem Wehrbau des alten Japans den restlosen Ausgleich harter Zweckstrebigkeit und schwungvollen Formenwillens bewundert; wir dachten dort der Festungsbauten unseres Albrecht Dürer, denn nur unser Bestes besteht bei dem Vergleich. Wie die vielgeschossigen Wehrtürme mit den geschweiften Ziegeldächern, so pflegen besonders die Tore, einst nach Rang und Würden abgestuft, Meisterwerke des Zweckes, der Kon-



Doppeltempel in Nikko

struktion und der Form zu bilden. Und die geneigten, steinbewehrten Wälle hinter den schnurgeraden Gräben vermitteln auch bei diesen ernsten Nutzbauten die Harmonie mit der umgebenden Natur.

Auch die Gartenkunst der Japaner lernt man erst im Lande würdigen, als ein Ergebnis tiefen, fast gläubigen Naturgefühls, nicht als eine kokette Spielerei, wie sie nach gelegentlichen Nachahmungen japanischer Hausgärtchen in Europa erscheinen mag. Diese Hausgärten mit ihren Zwerganlagen, den künstlich verkrüppelten Bäumchen, den zierlich ausgelegten Schrittsteinen und all dem noch so anmutigen Beiwerk der



Das Schloß zu Osaka

Steinlaternen, Schöpfbrunnen, schönen Steinblöcke und wechselnden Blütenpracht, die vom Winter nur kurz unterbrochen wird, sind doch nur kleinliche Ausstrahlungen des machtvollen Naturempfindens und Gestaltungswillens, der die weiten, stillen Bezirke um die Tempel zu Stätten einzigartiger Gartenkunst macht. Sie sind nicht allein Plätze für andachtsvolle Träume, verklärt durch weltfremden Frieden, durchtönt hier und da von dem tiefen Dröhnen einer uralten Bronzeglocke (ich denke vor allen der Stunden in Enkakudschi, dem traumhaft feierlichen, klösterlichen Weihebezirk von Kamakura), sondern sie sind Meisterwerke halb unbe-



Eingang zum Schlosse Nidscho in Kiōto

wußter Formarbeit ganzer Geschlechter, unterstützt durch eine wunderbar architektonische, immergrüne Vegetation und die zahllosen Möglichkeiten stetig wechselnden Geländes. Wie die angeborenen Neigungen und Fähigkeiten der Japaner durch chinesische Anregungen bereichert und verfeinert worden sind, lehren die Beispiele alter Kunstgärten, wie der vielgestaltige Park einer alten Daimioresidenz bei dem heutigen Arsenal in Tōkiō. Wer durch das Land wandert, wird selbst an Hecken und Zäunen längs der Wege diesen Geist rege finden; ich wüßte nicht, wo in der Welt sich so viel wechselreiche, frohgemute Formen



Audienzhalle im Hongandschi-Tempel zu Kiōto

und Muster naturgegebenen Stab- und Flechtwerks vereint finden könnten.

Zu den stärksten Eindrücken zähle ich auch, was ich an Friedhöfen gesehen habe. Ein und derselbe Baustoff, der Stein in allen Stufen malerischer Verwitterung, eine und dieselbe Gesinnung zurückhaltender Würde; eng umzirkt auch der Formenkreis der meist stereometrischen Male. Zu einer nationalen Andachtstätte ist der Friedhof der achtundvierzig getreuen Rōnin in Tōkiō geworden, die sich opferten, um den Tod ihres Herrn zu sühnen; noch sind daneben die Belegstücke ihrer Taten wie Reliquien museumartig zur Schau ge-

stellt; ihre Ruhestätte mit den edlen, gleichförmigen Denksteinen ist das Muster eines in Form und Stimmung einheitlichen Heldenfriedhofes.

In der Geschichte der Tempelkunst Japans findet man sich ohne vorgängige Studien nicht leicht zurecht. Der Tempel wird teils aus Not, teils aus Gewohnheit von Zeit zu Zeit erneuert, oft vom Sockel bis zum First, vermeintlich wortgetreu in allen Einzelheiten, in Wahrheit doch mit leisen, unscheinbaren Änderungen, die nach und nach das Ursprüngliche verwischen. Nur weniges steht in seiner ersten Gestalt. Erst neuerdings haben heimische und fremde Gelehrte den unermeßlichen Bestand zu ordnen gesucht, voran Professor Ito, der leitende Mann des obengenannten Werkes. Wir haben gelernt, von der früher allein gültigen Verfallkunst der Tokugawazeit (17. Jahrhundert) die edleren Bildungen des Mittelalters zu unterscheiden.

Bei erstmaligem Besuche wird freilich, nicht zum Schaden des Gesamteindruckes, zunächst das viele Gemeinsame in die Augen fallen. Vorab wiederum die Meisterschaft der Eingliederung in das Gelände. Dann die bald lockere, bald strenge Gruppierung der mannigfachen Gebäude, der Eingänge, Wandelhallen, Tempel, Glockenstühle, Schatzhäuser, Priesterwohnungen und der zahllosen Kleinbauten, Schreine, Laternen usf. Ferner das Handwerkliche der Zimmerei, die ihresgleichen sucht auf der Welt; die oft grandiose Raumwirkung und die bei allem Wechsel des Geschmackes stets anziehenden Dekorationen. Ich habe durch die feierlichen Tore hindurch die weiträumig umfriedigten



Saal im Hongandschi-Kloster zu Kiōto

Höfe mit ihren Umgängen und den hohen Wipfeln des Baumbestandes nie ohne ein Gefühl der Weihe betreten können, andächtiger vielleicht als mancher Landesbewohner, dessen Verhältnis zu seinen Göttern oft recht äußerlich bleibt. Dagegen wird der Aufstieg auf die Basis der Tempel selber und der Einblick oder Eintritt in die Halle mit ihren stolzen Holzpfeilern, dem oben offenen Dachstuhl oder der blinkenden Kassettendecke meist durch Äußerlichkeiten gestört, das Abstreifen des Schuhwerkes, den Verkehr des Volkes mit Kind und Kegel, das Geklapper der Opfergelder, bisweilen auch das aufdringliche Heischen der Trinkgelder. Allein das



Saal im Hongandschi-Kloster zu Kiōto

Bild einer volksreichen Andacht, wie ich sie in der riesigen, vornehmen Halle des Hongandschitempels in Nagoya erlebte, haftet unauslöschlich; und einige Innenräume mit ihrem leuchtenden Lackbezug und den blitzenden Goldbronzen riefen Erinnerungen an die glänzendsten Kirchendekorationen des Abendlandes wach.

Erst bei näherem Umgang löst sich das Gemeinsame in einprägsame Unterschiede auf. Wie schon die Bedachungen wechseln, ähnlich wie bei dem Wohnhaus, von Grassoden, Reisstroh, Binsen, Schindeln und der eigentümlichen Rinde der Zypresse bis zu stumpf oder



Gang im Kloster der westlichen Hongandschisekte zu Kiōto

blank glasierten Ziegeln mit Firstreihen, Eckgraten, Traufkanten. Wie fein die geraden Linien oder kecken Schwingungen der Dächer zueinander stimmen, mannigfach umrissen als Satteldächer oder Walmdächer oder als freiere Gruppen. Wie das Leitmotiv des japanischen Tempelbaus, die verschiedentlichst auskragenden Konsolen, sich zu phantastischem Zierat ausweiten, wie

endlich auch die Wände vielerlei Wechsel zeigen. Noch stehen vereinzelt Blockbauten, besonders Vorratshäuser; noch tragen Tempel des alten Schintōglaubens nach uralter Weise über ihrem First die beschwerenden Querhölzer und eigentümlichen Sattelkreuze; noch sieht man in entlegenen Bezirken Holzformen von altertümlicher Strenge. Niemand wird versäumen, von Nara aus die schön gruppierten, fein gegliederten ältesten Holzbauten Japans, das ehrwürdige Kloster Hōriudschi, aufzusuchen oder von Kiōto aus die köstliche Tempelanlage Byōdō-in in Udschi mit den seltsamen Flügelhallen und den Resten edlen Schmuckes in der berühmten Phönixhalle, in Nara die überwältigende Fülle mittelalterlicher Typen und in Kamakura die architektonisch reifen Gestaltungen der letzten in Wesen und Form großen Epoche. Erst an diesen Bauten der älteren Zeiten gewinnt man den Maßstab für die so oft überschätzten Gräber und Tempel der Tokugawazeit. Und es rundet sich das Bild einer Baukunst aus bodenständigen Stoffen, echtem Handwerk und völkischen Zweck- und Glaubensformen. Wie viel dazu die Fremde beigetragen hat, ist mir erst später in China vor Augen getreten.



Porzellanplatte mit eingelegten Ornamenten unter graugrüner Glasur

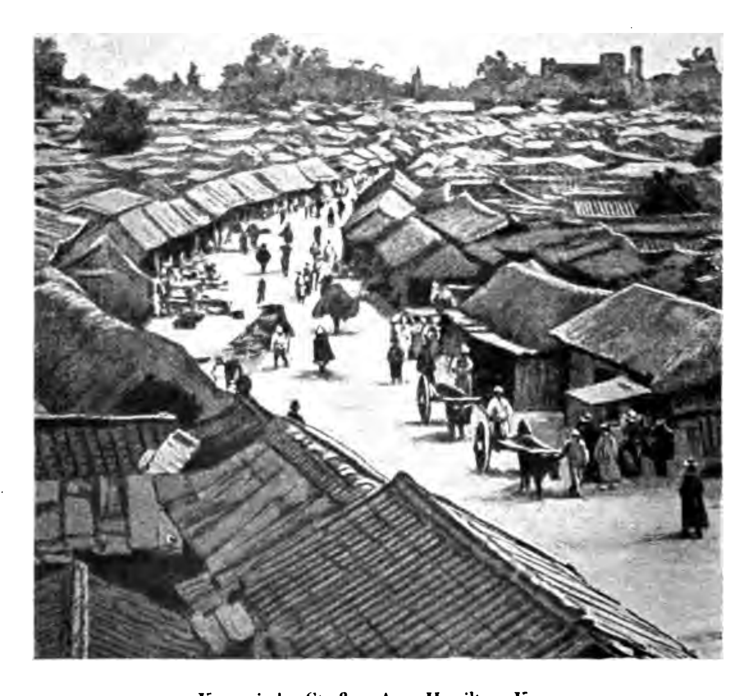
KOREA

Korea ist der stärkste Außenposten des japanischen Reiches. Wer dieses Reich offenen Sinnes besucht, kann auch in Friedenszeiten den politischen Problemen nicht aus dem Wege gehen. Der leidenschaftliche Drang nach Ruhm, Länderbesitz und Handelsmacht durchglüht die Seele des Bürgers wie des Bauern und äußert sich offen oder versteckt im Verkehr auch mit dem Fremden. Ich kam in die Monate des drohenden Konfliktes mit Amerika. In den Vereinigten Staaten hatte ich eben die heftigen Debatten über die japanische Einwanderung an der Westküste erlebt, den kühnen Widerstand des mutigen Gouverneurs von Kalifornien, Johnson, und die versöhnliche Haltung der Bundesregierung in Washington. Die Lage sah sich verschieden an im japanfernen Osten der Union und im arg gefährdeten Westen. In San Francisco und Los Angeles gewann ich den ersten Eindruck von der bewundernswerten Zähigkeit jenes Volkes: wie sie in Scharen zuziehen, sich als bescheidene Arbeiter auf den Obst- und Gemüsepflanzungen unentbehrlich machen, nach und nach Eigentum erwerben, geläufig englisch sprechen lernen, ihre Kinderscharen in amerikanische Schulen und Bibliotheken schicken und doch ein Volkskörper ganz für sich bleiben, der mit den Weißen nicht verwachsen will und niemals verwachsen wird. Am unbehaglichsten schienen sie auch dem flüchtigen Besucher auf Honolulu, wo die vielen Tausende nach der Aussage aller dort heimischen Beobachter unter friedlichem Äußeren sich als die künftigen Eroberer fühlen.

Denn der Süden ist ihre Sehnsucht und ihre alte Heimat. Aus malaiischem und südchinesischem Volkstum gemischt, sind sie in ihr heutiges Land über die ihm südwärts vorgelagerten Inseln eingewandert und haben erst im Mittelalter die älteren Bewohner, die Ainu, von der Hauptinsel völlig nach Norden abgedrängt. Der Norden ist dem japanischen Wesen noch heute zuwider. Das haben mich die Beobachtungen gelehrt, die ich auf einem Ausfluge in die nördlichste der vier großen Inseln, das Hokkaido, das alte Jeso, in Gesellschaft einiger wißbegieriger Mitglieder unserer Botschaft machen konnte. Es war die Zeit der ärgsten Sommerhitze, und wir Nordländer atmeten auf. Eine andere Zone. Nichts mehr von tropischen Anklängen; kein Bambus, kein immergrünes Laub, keine Reisfelder. Klima, Pflanzenbestand, Feldfrüchte den unseren verwandt. Ganz unjapanisch auch die Landwirtschaft: Getreide, Viehzucht, Gestüterei. Das alles erst neuerdings begonnen und künstlich gepflegt, nicht eine Heimat, sondern eine Kolonie, reich an Urwäldern und Bodenschätzen. Der Regierung fällt es nicht leicht, aus dem eigentlichen Japan die nötigen Ansiedler zu gewinnen und zu fesseln. Die Japaner sind ein Südvolk.

Dort im Norden hat man noch heute die kläglichen Reste der einstigen Bewohner Japans vor Augen, von ihren Besiegern nur eben geduldet, wie die Indianer in den Vereinigten Staaten, in ärmlichen Dörfern dem völligen Untergang nahe. Ihn werden auch die einzigen, aufopfernden Freunde des harmlosen Völkchens, die Missionare, nicht aufhalten. Ich konnte in der Haupt-

stadt der Provinz, in Sapporo, den ehrwürdigen Mr. Batchelor begrüßen, den Biographen des Ainuvolkes, und sehen, wie er und seine Gattin eine Zahl junger Ainumädchen zur christlichen Religion und äußeren Kultur erzogen. Diese Kultur kann allerdings nur japanisch sein in Tracht und Benehmen. Ein neckischer Zufall fügte es, daß eine jener jungen Schülerinnen, die mich bei meinem Besuche gesehen hatte, tags darauf in dem Eisenbahnzuge fuhr, in den auch wir einstiegen; ich sehe noch das mißtrauische Lächeln meiner Reisegefährten, als die junge Dame mich mit allen Zeichen japanischer Ehrfurcht unter tiefen Verbeugungen begrüßte, ohne daß ich über eine solche Bekanntschaft im Augenblicke die leiseste Rechenschaft zu geben wußte. Mitten in ihrer harten Arbeit fanden wir auch die katholischen Brüder, darunter tapfere Landsleute. Es ist nicht leicht, das armselige, auf den Fischfang angewiesene Volk auch nur wirtschaftlich zu festigen. Der Japaner siedelt sich in ihren Dörfern an, übernimmt alle gewinnbringenden Geschäfte, baut seine schmucken Häuschen vor die rauchigen Binsenhütten mit ihrem urwüchsigen offenen Herd und weiß die hübschen Ainutöchter an sich zu fesseln. Dem Ethnologen ist der Ainu ein Problem; neben Mongolischem fallen Züge edlerer Körperbildung auf, die den Kaukasiern ähneln. Noch tragen die Männer die mächtigen Bärte, die schon auf den alten japanischen Bildern das wilde Nordvolk kennzeichnen; noch tätowieren die Frauen ihre Oberlippen gleich einem Schnurrbart und zeigen ihre primitiven Tänze. Für den Kunstfreund



Koreanische Straße. Aus: Hamilton, Korea

freilich ist die Ausbeute gering. Reste bescheidener Holzschnitzerei, weder Metall noch Ton; das Eigenste die Schnitte und Stickereien der Gewänder, mit breiten Linienzügen, verwandt den Nordostvölkern Sibiriens, ursprünglich vielleicht aus chinesischer Quelle.

Denn China ist ja das Mutterland der Künste für den ganzen Osten, auch für die Japaner. Diese Künste

haben ihren Weg nicht, wie einst die Japaner selber, von Süden her genommen, sondern nordwärts über Korea. Wer diesen Weg sich anschaulich zu machen wünscht, tut gut, die alte, von seltsamen Sagen umwobene Halbinsel aufzusuchen. Das ist heute kein Wagnis mehr, wie noch vor einem Menschenalter, sondern die bequemste Reiseroute von Japan nach China.

Korea, das alte Kaisertum, ist bekanntlich seit 1910 als Außenprovinz Tschōsen dem japanischen Reiche einverleibt. Als Folge des Russensieges konnte Japan 1907 den letzten Kaiser entthronen, dessen verkommenes Reich durch Jahrzehnte den Zankapfel der West- und Ostmächte gebildet hatte. Damit erfüllte sich ein alter Traum der Japaner; schon 1592 hatte der kühne Emporkömmling, ihr großer Schōgun Hideyoschi, mit angeblich fünfzigtausend Mann die schmale Meerenge überquert und binnen zwanzig Tagen tief im Lande die Hauptstadt Söul überrannt. Allein er hatte in sechsjährigen Kämpfen seine Eroberungen nicht behaupten können, ist darüber gestorben, und seine Nachfolger mußten die Macht über Korea dem mandschurischen China überlassen. Nur die Hafenstadt Fusan ist den Japanern alle Zeit offen geblieben, so daß sie seit Jahrhunderten einen Fuß im Lande hatten; 1876 öffnete man ihnen auch die wichtigen Häfen Gensan im Osten und Tschemulpo im Westen, den Zugang zur Hauptstadt.

Von alters her hat ja Korea eine Brücke vom Festland zum Inselreich Japan gebildet, die Straße für oft wiederholte Züge chinesischer Kultur. Auch die früheste Kunst Japans, wie wir sie heute in Nara und Hōriūdschi



Koreanische Wohnhäuser

studieren, haben der Überlieferung zufolge koreanische Künstler ins Leben gerufen, völlig im Sinn ihrer chinesischen Vorbilder. Korea selber, bald in Teilkönigreiche gegliedert, bald einheitlich zusammengefaßt, hat nach dem Ende der Korai-Dynastie (935—1392), die der Halbinsel den Namen gegeben hat, eine neue Welle chinesischen Einflusses erlebt; mit den Lebensgewohnheiten und den Trachten der Ming-Zeit, der Grundlage der heutigen Volkstracht, erwuchs eine blühende gelehrte Literatur, die im 15. Jahrhundert auch die frühe Erfindung des Druckes mit beweglichen Buchstaben wachrief. Nach der Abwehr des japanischen Einfalls aber und seinen entsetzlichen Verheerungen hat man zum Schutze des Landes zu jener seltsamen Abschließung gegriffen, die Korea fast vier Jahrhunderte

lang zu einem Sagenland gemacht hat: die Küsten wurden planmäßig entvölkert, die Fremden, auch die zufällig verschlagenen, getötet, der Verkehr mit ihnen bei Todesstrafe untersagt, und Feuerwachen auf den Bergen standen dauernd bereit, etwa nahende Feinde nach dem Innern zu melden. Nun erwuchs jene unglaubliche Mißwirtschaft, deren letzte Folgen im 19. Jahrhundert die eindringenden Fremdmächte vorgefunden und ausgenutzt haben, im Großen der Tod eines edlen, begabten Volkes, im Kleinen eine Posse im Stile von Sullivans Mikado, aus der der Reisende noch heute durch ansässige Landsleute und koreanische Bekannte manch heitere und bittere Einzelheit hören kann. Der Herrscher, der sich Kaiser nannte, in den Händen seiner zahllosen Frauen und Nebenfrauen und ihrer hundert Palasteunuchen. Ein Rausch von Tänzen, Festen, Umzügen, über die es auch an schönen, alten Bilderwerken nicht fehlt, von denen ich eines kaufen konnte. Unaufhörliche Geldnot, obwohl z. B. im Jahre 1834 ein Kaiser höchstselbst mit Prüfungsdiplomen gehandelt hat. Über das Land herrschten allmächtig die alten Adelssippen. Das Geschlecht, das gerade am Ruder war, verfügte über die tausend Ämter, war frei von Heeresdienst, Steuern und Strafen. Dem Adel und dem riesigen Anhang, den er unterhalten mußte, einem Dritteil der Landesbewohner, war jede Arbeit verboten: es gibt nur Räuber und ihre Opfer, sagt ein altes Wort. Kein Wunder, daß dabei das ganze Volk aller kriegerischen und vaterländischen Gesinnung sich völlig entwöhnte, daß wenigstens für den Städter,



Kaufhaus in Söul

der auf sich hielt, das Nichtstun zur Pflicht wurde. Das ist noch heute der hervorstechende Zug. Gleich bei der Landung in Fusan und weiter in der bergumrahmten heißen Hauptstadt Söul staunt man über die Scharen müßiger Männer. Ein groß und aufrecht gewachsenes Geschlecht von stolzer Haltung und schönen Zügen, in sauberes Weiß gekleidet, Jacke, Rock, Hosen und Schuhe, den Haarschopf von hinten aufgerollt unter ein weißes Käppchen und einen hohen, breitkrempigen Hut aus lockerem Roßhaargeflecht über einem Bambusgestell, durch ein Band unter dem Kinn festgehalten: so stolzieren sie einher und hocken in Gruppen vor den vielen Läden mit ihren langen, kleinköpfigen Pfeifen, unersättliche Raucher und Plauderer, das Urbild des eleganten Faulenzers. Für sie arbeiten ihre Frauen im

Innern der Häuser und Höfe, unermüdlich besonders beim Waschen und Klopfen der leinenen oder baumwollenen Wäsche; bekleidet mit kurzen weißen Jäckchen, unter denen die Brüste arglos frei werden, Gesicht und Kopf aber schamhaft verhüllend durch ihre weiten Röcke und buntseidenen, meist grünen Schleier. Sklavengleich ans Haus gefesselt, durften sie sich früher nur von Sonnenuntergang bis Mitternacht auf der Straße zeigen, die so lange den Männern verboten war. Seltsame Sondertypen sieht man noch heute: Gelehrte mit eckigem Roßhaarbarett und Trauernde in riesigen Hüten aus grobem Brennesselgewebe. In den engen Gäßchen die Kinder in angeborener Nacktheit und ursprünglichstem Schmutz.

Anders der Bauer, den man beobachtet auf der Fahrt durch das fruchtbare Land: fleißig mit seiner Hacke und dem primitiven Pfluge, ein geschickter Besteller der Getreide-, Bohnen- und Reisfelder, äußerlich Kleinbesitzer, in Wahrheit bislang Sklave seiner adligen Erpresser. Erstaunlich auch die geduldige Kraft der Lastträger mit ihren hohen Gabelgestellen, auf denen sie die Ackerprodukte und ländlichen Waren zu Markte schleppen, soweit nicht das Charaktertier Koreas, der gedrungene Stier, ihnen die Last abnimmt. Die fliegenden Händler, klug in Gilden geschlossen, wandern unter gelben Zylinderhüten paarweise oder mit ihren Familien durch das Land. So herab bis zu den verachteten Kasten der Schlächter und Schuster, geächtet, weil sie das Fleisch und die Haut der Tiere verarbeiten, oder der Korbmacher, die den lebenden Baum schälen, und



Händler in Söul

der Schauspieler und Sänger, die wir doch Künstler nennen.

Was das Handwerk schafft, steht in den langen Ladenzeilen der Hauptstraßen zur Schau, großenteils Heimarbeit der Bauern: die Geflechte der Sandalen, Matten, Wandschirme, die oft riesigen Tontöpfe, die auf den Höfen die Speisen für Mensch und Vieh bergen,

blankes Messinggerät, Leuchter, Lampen, Pfeifen und schöne Beschläge an ansehnlichen Holzschränken; denn das Land ist reich an Metallen aller Art, ungehobenen Schätzen von Gold, Kupfer und Eisen. Ein altes Gewerbe ist die Papiermacherei. Das Papier von Korea, ein zähes Fasergeflecht vom Maulbeer- und Papierbaum, ist berühmt und dient, wie in Japan, auch für Kleidung und Haus, so als Bezug des Fußbodens.

Durch die Gassen einer koreanischen Ortschaft zu wandern, ist weder für das Auge noch für die Nase erquicklich. In dem alten Teil von Fusan neben holprigen Pfaden eng gedrängte Strohhütten mit eiförmigen Kuppeldächern, unter deren Vorsprung die Bewohner auf der Schwelle kauern. Die Wände aus Holzpfosten mit Feldsteinen oder lufttrockenem Lehm, ohne Fenster, auch in der Hauptstadt. Nur durch die Tür fällt der Sonnenstrahl in die verschmutzten und verräucherten Zimmerchen, denn vom Küchenherd aus ziehen sich unter den Fußböden Heizkanäle hin, aus denen der Rauch durch ein Loch in der Wand nach der Straße hin entweicht. Schornsteine kennt der Koreaner alten Schlages nicht. Ein Nest von Dreck und Staub solche Wohnung. Es ist nicht leicht, einen Tag darin auszuhalten, wie ich es bei einem Händler von Altbüchern versuchen mußte, dessen wüst verwirrtes, staubbedecktes Lager ich mit leider nur geringer Ausbeute durchstöberte.

Dagegen sind die Paläste der einst Wohlhabenden nach chinesischer Bauweise geräumig um Höfe geordnet, die Zimmer wie in Japan mit Matten zum Hocken be-



Koreanisches Paar

legt, so daß der Eintretende sich seiner Schuhe entledigen muß. Heute sind diese Adelshäuser zum Teil von den Japanern besetzt, und die Königspaläste in Söul stehen verwaist im Kranze der kahlen Granitfelsen und der zwanzig Kilometer langen Stadtmauer, die über Berg und Tal klettert und sich über den Hauptstraßen mit geschweiften Turmtoren öffnet. Der



Koreaner in Trauerkleidung

Hauptpalast liegt halb verfallen mit seinen weiten, ummauerten Höfen. Ringsum die Frauenhäuser, inmitten die geräumige Empfangshalle, vor der allmorgenlich die hohen Beamten auf dem Steinpflaster knieten, um dem oben thronenden Kaiser Bericht zu erstatten und seine despotischen Befehle entgegenzunehmen. Noch sieht man in dem Pflaster die Reihen der einstigen Rang-



Koreanischer Lastträger

stufen bezeichnet. Daneben luftige Hallen aus einem oder zwei Geschossen, Lusthäuschen mit Ausblicken, das Haus der Ahnentafeln, Lotosteiche; das alles nicht unschön, in chinesischen Formen, zur Zeit meines Besuches von Unkraut völlig überwuchert. Von einem kleinen Pavillon aus nahm der Kaiser die Prüfung der jungen Offiziere vor; wer einen kleinen, ein wenig

steilen Hügel hinaufreiten konnte, war qualifiziert. Einen zweiten Palast mit einem alten Park daneben haben die Japaner zu einem Museum ausgestaltet. Die Tempel fand ich roh; die Kultur des ehrwürdigen Buddhismus ist durch taoistische Kultgewohnheiten verdrängt worden mit bunten Götzenbildern und Wandmalereien im tibetanischen Geschmack.

Zahllos sind, wie in China, die Friedhöfe; jedes Dorf, jedes Geschlecht, oft jede Familie unterhält für sich und ihre Ahnen weite Stätten; denn was den Toten an Leid geschieht, rächt sich an den Lebenden. So will es der Glaube, der ganz Ostasien beherrscht. Doch haben die Japaner in den nordwärts von Söul gelegenen, allerdings längst verfallenen Königsstädten der mittelalterlichen Teilreiche die Grabstätten nicht geschont und vielerlei Schätze für das neue Kunstmuseum und wohl auch für den Handel ausgegraben; ich sah besonders kostbare Stücke in der Privatsammlung eines einflußreichen Beamten. Nicht weit von Söul gibt es Königsgrabstätten mit Denkmälern und Statuen des Gefolges nach Art der chinesischen Kaisergräber; auch sie ihren Vorbildern, die ich bald in China bewundern sollte, nicht ebenbürtig. Einen eigenen Typus roher Volksplastik machen die vielerlei Meilensteine und die fratzenhaften Wegpfähle aus, die man auf den Landstraßen und neben den Dörfern beobachtet, Reste ursprünglichen Volksglaubens, Schutz- und Schreckzeichen gegen die bösen Geister, die durch Opferstücke, Bänder und Zettel von dem abergläubischen Volke besänftigt werden.



Haupttreppe der Audienzhalle im Nordpalast zu Söul

Im chinesischen, nicht eben veredelten Stil stehen in Söul auf den Vorhöfen der Paläste noch heute einige Steinbildwerke als absonderliche, vieldeutige Sinnbilder einstiger Vorstellungen. Sucht man indessen nach Kunst, so muß man sich an das halten, was seit kurzem in dem schönen Museum vereinigt worden ist, das die kluge, umsichtige japanische Verwaltung in wenigen Jahren in und neben einem der alten Königspaläste geschaffen hat. Da stehen in den langen, reichverzierten Hallen um die weiten Gartenhöfe naturwissenschaftliche und volkskundliche Sammlungen, auf einer



Halle und Brücke im Nordpalast zu Söul. Aus: Hamilton, Korea

Anhöhe aber ein neues, zweistöckiges Museumsgebäude, leider in einem gemischt koreanisch-japanisch-europäischen Geschmack, mit Treppenhaus, Sälen und Glasschränken nach unserer Weise. In sie hat man mit bewundernswertem Eifer altkoreanische Kunstschätze aller Art zusammengetragen, die den Koreanern selber und der Welt der Kunstfreunde bisher so gut wie unbekannt geblieben waren. Denn sie sind durch Jahrhunderte in den Grabhügeln verborgen gewesen. Nun hat ein hochgebildeter Verwaltungsbeamter, der Reichsgerichtsrat Kōmiya aus Tōkiō, Mittel und Wege geschaffen, sie aufzustöbern und zu erhalten; der Museumsdirektor Sūyematsu, ihr liebenswürdiger Verwalter, zeigt sie mit berechtigtem Stolze dem Gaste



Aus dem Nordpalast in Söul

aus dem fernen Westen, und schon hat man ein großes, zweibändiges Lichtdruckwerk veröffentlicht, das sie in trefflichen Bildern wiedergibt: ich habe diesen seltenen Katalog als Gabe der Verwaltung heimbringen können.

Das Museum enthält zumeist Gräberfunde, mehr Kleinkunst als Monumentalwerke. Nur wenige Bronze- und Eisenbildwerke größeren Maßstabes, einige aus

sehr früher Zeit; dagegen eine ganze Reihe bemerkenswerter Stücke geringerer Größe. Besonders seltene Typen persönlicher Gräberbeigaben, Schmuckstücke, Kleingerät, Nadeln, Messer, Löffel, aus verschiedenen Metallen und Elfenbein, mit mannigfachem Zierat. Schöne Bronzespiegel, edle Metallgefäße, oft mit Silbereinlagen von anmutiger Zeichnung. Voran durch Zahl und Güte die Kunsttöpfereien, kostbarste Stücke der verschiedenen Scherben, Glasuren und Zierweisen, teils die hellgrünen Glasuren in den Seladontönen der chinesischen Sungzeit, teils die überaus zarten, stets wechselnden grauen Schattierungen, die für Korea so kennzeichnend sind, daneben in vielerlei Abstufungen lichteres Weiß. Unter den Glasuren bald zarte Reliefs, bald Aufmalungen, vor allem, als landesübliche Technik, die feinen Toneinlagen in ausgeritztem Grund. Die Zeichnung meist Blumen nach chinesischer Art; besonders ansprechend die zierlich geordneten Rhythmen aus Linien und strenger stilisierten Blättchen, die an den Geist italienischer Frührenaissance denken machen. So stehen sie nebeneinander in den blanken Glasschränken, ein traumhaftes Wechselspiel zartester Farbtöne, jener lichten Frühdämmerung ähnlich, die ich vor den Felskuppen von Söul am Morgen meiner Abreise erlebte. Der Zeit nach vorwiegend aus dem Mittelalter, aus der Koraidynastie, vor 1400; später sollen durch andere Bestattungsformen Beigaben außer Gebrauch gekommen sein. Schöne Stücke dieser Art hat später in seiner sorgsam gepflegten Sammlung der Kronprinz von Schweden mir zu zeigen die Güte gehabt.



Steinlaterne im Museum zu Söul

Neben dieser Kleinkunst können sich die Gemälde, die unter Glas gleichfalls nach besten Grundsätzen der Museumstechnik aufgestellt sind, nicht behaupten. Anziehend und eigen nur die scharf gefaßten Bildnisse aus dem 18. Jahrhundert, auch sie freilich chinesischen Geistes.

Der energische Schöpfer des Museums hat gleich-

zeitig die verwahrlosten Schätze der alten Bibliothek in neue Obhut genommen, sie in einer weiten Palasthalle auf übersichtlichen Börtern aufstellen und durch junge japanische Gelehrte katalogisieren lassen. Da fand ich unter den chinesischen und japanischen Werken manches, was mich über bibliographische Zweifel aufklärte, die mir seit den Streifzügen durch die Buchläden von Tōkiō und Kiōto geblieben waren, wie etwa den »Senfgarten«, die viel umstrittene Zeichenschule aus dem Jahre 1679, deren Farbenbilder als Farbenholzschnitte gelten und als solche älter sein würden als alle japanischen. Da lagen aus der koreanischen Literatur die endlosen Reihen der Sammelwerke, die alte Gesetzsammlung, die man eben jetzt ins Japanische übersetzte, und die Chronik der Li-Dynastie (1392 bis 1907) in 1187 Bänden. Da standen vor allem aus der kaiserlichen Druckerei die alten Setzerkästen mit den Metalltypen der koreanischen Schrift, die als solche schon um 1400, vor unserem Gutenberg, in Gebrauch gewesen sind; die Koreaner benützen, weiter vorgeschritten als die Chinesen, eine Buchstabenschrift aus 25 Vokalen und 19 Konsonanten in klaren, raumschönen Zügen, so daß es sich lohnte, das eine oder andere koreanische Druckwerk auch um seiner druckkünstlerischen Wirkung willen heimzutragen. Die Grundlage ihrer Schrift bilden einfache Striche und Kreise.

Neben der Bibliothek hat man auch ein Archiv eingerichtet und dorthin die wertvollen, vernachlässigten Bestände des alten Kaiserbesitzes gerettet. Das alles



Gemaltes Bildnis im Museum zu Söul

nach einem überlegten System mittels der Ersparnisse aus den Einkünften des Haushaltes des Prinzen Li, eines Oheims des in Japan internierten jungen Thronerben, also ohne eigenen Aufwand vom Mutterlande her.

Der Einblick in diese Kunstverwaltung hat mir ein anschauliches Beispiel für die planvollen Methoden geboten, mit denen die Japaner seit der Einverleibung

ihre neue Provinz sich anzugliedern wissen. Durch unseren erfahrenen, gastfreien Generalkonsul Dr. Krüger eingeführt, sprach ich im Regierungspalast des leider gerade abwesenden Gouverneurs Terautschi dessen Vertreter, Prinzen Yamagata, und empfing aus seinen Händen den neuesten Rechenschaftsbericht des Gouvernements, einen stattlichen Quartband mit Statistiken, Plänen und Bildern aus sämtlichen Arbeitsgebieten einer modernen Landesverwaltung. Einen Vorgeschmack davon hatte ich schon auf der Überfahrt von Schimonoseki her gewonnen, die vorüberführte an Tsuschima, dem mahnenden Grab der Russenflotte. Selten habe ich einen schöneren Dampfer benutzt, ein geräumiges, vormalig schottisches Hospitalschiff. Im bergumsäumten Hafen von Fusan haben die Japaner lange Hafendämme gebaut; wir legten an einem Kai an, neben dem schon der Luxuszug zur Weiterfahrt bereit stand. In den Stunden bis zur Abfahrt konnte ich das japanische Stadtviertel besuchen, einen Schmuckkasten der Ordnung und Sauberkeit, und sein Gegenbild, die regellosen, schmutzigen Häuser- und Hüttenmassen der koreanischen Siedelung. Dann ging es weiter im modernsten D-Zug. Er war ein Muster saubersteर Einrichtung, ähnlich dem Zuge, der mich einige Tage darauf als einzigen Reisenden von Söul über die koreanische und südmandschurische Bahn bis Mukden führte. Dieser bestand aus Salon-, Schlaf- und Speisewagen, in dem man mir für zwei Mark sechs tadellos bereitete Gänge nach europäischer Küche vorsetzte, das wohlfeilste Mahl, das ich je in einem Speisewagen

eingenommen habe. Den Zug geleiteten elf Beamte, darunter mehrere elegante Schaffner, die sich mir als Führer ins japanische Eisenbahnhotel und als Gepäckträger zur Verfügung stellten und das angebotene Trinkgeld höflichst ablehnten. Alles aufs pünktlichste; schon auf den bescheideneren, schmäleren Bahnen in Japan hatte ich nie eine Minute Verspätung erlebt.

In Söul hatte ich nun vor Augen, wie die Japaner in diesen wenigen Jahren mit zahllosen Mißständen aufgeräumt haben. Die verdreckten Wohnungen zwangsweise gereinigt; breite Verkehrsstraßen gebrochen und mit Bäumen bepflanzt; elektrische Bahnlinien, Post, Telegraphen; Anfänge zur Kanalisation; weitsichtige Maßnahmen zur Hebung der Landwirtschaft, für Ackerbau, Viehzucht, Baumwollen- und Seidenzucht; Aufforstung der verwüsteten Wald- und Berggelände; für jedes einzelne Gebiet über das Land hin Lehr- und Versuchsanstalten. Vor allem ein System allgemeiner Bildung, Volksschulen, Mittelschulen, höhere Schulen, an Stelle des lächerlichen Dorfunterrichtes und der verzopften chinesierenden Gelehrtenschulen von einst. In allem freilich die offensichtliche Absicht, die Koreaner möglichst ungesäumt zu Söhnen ihres neuen Mutterlandes, ihres »Reiches« zu machen: man hat anfangs selbst die Allerkleinsten nur auf japanisch unterrichtet, obwohl sie kein Wort davon verstanden. Wie bei allen Maßnahmen die japanische Polizei nachzuhelfen versteht, lehrte ein Folterprozeß gegen ein paar armselige koreanische Patrioten, der just in meinen Aufenthalt fiel. Das Mutterland hat riesige Mittel für »Beihilfen«

an gesinnungstreue Koreaner bereit gestellt und ein Netz von Spionen und Angebern über das Land gespannt. In dem Bericht kann man lesen, was aufgewendet wird, um zunächst einmal auch die wirtschaftlichen und rechtlichen Grundlagen der neuen Ordnung zu gewinnen: Landesaufnahmen, Besitzfeststellungen, Studien über Herstellung, Aus- und Einfuhr.

Das kommt besonders den Gewerben zugute. Auch hier werden wichtige Betriebe finanziert und zu Musterstätten und Schulen ausgebaut, so für Weberei, Seilerei, Färberei, Strohflechten, Papierfabrikation, Bambusarbeit. An Einzelbetriebe waren in einem Jahr in 7300 Fällen Geldunterstützungen gewährt worden. Der Veredlung technischer und gestaltender Arbeit dient ein ansehnliches technologisches Museum, mit einem Handelsmuseum vereint, ein Seitenstück zu den Handelsmuseen in Kiōto, Nagoya, Tōkiō und anderen Städten. Hier in höchst lehrreicher Aufmachung neue, empfehlenswerte Materialien, Werkzeuge, Arbeitsmethoden; oft in zierlichen Modellen die ganze Betriebsweise; warnende Gegenbeispiele der veralteten, im Lande üblichen Arbeitsarten gegenüber. Dazu die durch solche Förderung gesteigerten Erzeugnisse des Landes. Doch fehlt daneben nicht die große Abteilung japanischer Waren, die den Koreanern zum Kauf empfohlen werden und zum Nutzen des Mutterlandes neue Bedürfnisse bei ihnen wachrufen sollen. Das Ganze ein Schulbeispiel kluger Propaganda, auch für den anspruchsvollsten Europäer des Nachdenkens wert.



Kaiserliche Minister

VOM VOLKSLEBEN IN CHINA

»Wer China kennen will, braucht hundert Leben.« Das habe ich mir täglich vor Augen gehalten während der leider nur kurzen Frist, die ich im Norden des Riesenreiches habe zubringen dürfen. Durch den Bürgerkrieg des Sommers 1913 war der Bahnverkehr nach dem Süden unterbrochen. Ich mußte mich vorwiegend auf Peking, seine Umgebung und das nahe Schantung beschränken, zumal ich über Sibirien heimzureisen gedachte.

Wer auf dem Landweg von Japan her über Korea kommt, gewinnt die ersten Eindrücke chinesischen Wesens in Mukden, der alten Hauptstadt der Mandschurei, dem Mittelpunkt der berühmten Schlacht im russisch-japanischen Kriege. Zum Glück blieb dank einer Vereinbarung der Gegner die Stadt selber von den Kämpfen verschont und ist im Wesentlichen unversehrt. Aber die politischen Ergebnisse der Schlacht und des ihr folgenden Friedensschlusses drängen sich dem Reisenden deutlichst auf.

Wer mit der Bahn in Mukden eintrifft, muß auf chinesischem Boden China suchen. Er läuft in einem japanischen Zuge mit japanischer Bedienung in einen japanischen Bahnhof ein und findet in einem eleganten japanischen Bahnhofshotel alle europäischen Bequemlichkeiten. Die Hauptbahn der Mandschurei war nach dem Friedensvertrage zwischen Japan und Rußland aufgeteilt. Mukden fiel noch in das japanische Machtbereich. Bahnbesitz bedeutet im Osten die Herrschaft

über einen Streifen Landes mit nicht nur betriebstechnischer, sondern auch militärischer Besatzung. Die chinesischen Behörden dürfen, in ihrem eigenen Lande, diesen Streifen amtlich nicht berühren; vor meiner Ankunft hatte ein chinesischer Polizist auf der Spur eines Verbrechers dieses Sperrgebiet betreten, war dabei von japanischen Soldaten niedergemacht worden, und nicht die Japaner hatten sich zu entschuldigen, sondern der chinesische Gouverneur mußte den japanischen Behörden Genugtuung leisten. Über solche Reibereien ernster und heiterer Art hat mir unser hochgemuter Konsul in Mukden, der Rheinländer Herr Heintges, aus seiner langjährigen Erfahrung Lehrreiches erzählt. Um die Bahnhofsanlagen, stattliche Ziegelbauten, haben die Japaner ein ganzes Stadtviertel ausgelegt, mit breiten, sorgsam gepflasterten Plätzen und Straßen, die zu dem eigentlichen Mukden wie zu etwas Fernem, Fremden hinführen, zur »Chinesenstadt«, wie man in anderen Okkupationsgebieten, etwa weiter nördlich in dem russischen Charbin, geringschätzend zu sagen pflegt.

Mir bot das alte Mukden die erste Vorstellung chinesischen Eigenlebens, das erste Bild einer chinesischen Stadt. Ringsum schnurgerade, hohe Mauern mit acht mächtigen Toren unter handfesten Türmen und keck geschweiften farbigen Ziegeldächern. Innen die ausgefahrenen, holprigen, kotbedeckten Straßen, auf denen die Ochsenkarren mit ihren Lasten oder drinnen hockenden Fahrgästen, die gelegentlichen Amtskutschen der Behörden und Konsuln und die Rikschas der Wohl-

habenden nur unter Mühen vorankommen. Man steigt gern von seinem Wägelchen ab, um nicht an einer Wegkrümmung hinausgeschleudert zu werden. Längs der Verkehrsstraßen die dicht geschlossenen Reihen der Kaufläden, Werkstätten, Garküchen, meist gedrängt voll von Menschen, außen bis ans Dach behängt mit bunten Schildern, Bannern, Fahnen voll leuchtender Sinnbilder und Schriftzeichen. Diese lehren anschaulichst, wie schon in Japan, welch unvergleichliches Mittel festlich wirkenden Schmuckes die unendlich wandelbaren Züge der chinesischen Buchstaben abgeben. Wie armselig erscheint daneben unsere Schrift und wieviel enger noch der künstlerische Nutzen, den wir aus ihr zu ziehen wissen. Längs der stilleren Nebenstraßen schließen fensterlose Mauern die Wohngebäude mit ihren Höfen, Gärtchen und Hallen vom Verkehr ab; nicht einmal durch das Straßentor kann man einen Einblick erhaschen, weil gleich hinter ihm die »Geistermauer« alle bösen Mächte und als solche auch neugierige Augen fernhält. Das chinesische Haus ist ein Hofhaus, wie einst in unserem Altertum das griechisch-römische es gewesen ist.

Mitten in der Stadt Mukden steht der stolze Kaiserpalast, einst durch seine hohen Mauern peinlich verschlossen, heute, im Zeitalter der Republik, durch allerhand Verwaltungsverkehr belebt. Von Kien-lung, dem großen, gelehrten Mandschukaiser erbaut, der von 1736 bis 1796 sechzig Jahre lang stark und klug geherrscht hat, birgt er, hoffentlich noch heute, einen unersetzlichen Schatz, das Hausgerät des damaligen Kaiser-



Chinesenfrau

hofes. Durch die Straßen drängt die Volksmenge, deren ruheloses Gewimmel, lautes Geschrei und übler Duft die chinesischen Städte kennzeichnet. Die breite Masse der kleinen Leute in ihren indigofarbenen Baumwollenjacken nebst Hosen und filzbesohlten Schuhen, die wandernden Händler mit Traggerüst oder einrädrigem Schubkarren, die Rikschaführer, die Arbeiter aller Art.



Mandschufrau

Von diesem stumpfblauen Grunde heben sich die oft eleganten, langröckigen Gestalten der Wohlhabenden ab, der Kaufleute, Beamten, Gelehrten, zum Teil noch in wertvoller Seide, freilich seltener als früher buntfarbig, sondern gern in Weiß oder Schwarz. Lebhaftere Akzente tragen die Frauen hinzu, auch sie bekanntlich in ähnlichem Schnitt wie die Männer, in engen Jacken und langen, röhrenförmigen Beinkleidern. Wer Glück

hat, sieht an ihren Kleidern auf prächtigem Seidengrund schöne Stickereien, Nachklänge des vornehmen Kleiderluxus, den heute der Sammler an den leuchtenden Frauen- und Mandarinengewändern der Kienlung-Zeit liebt und bezahlt. In Peking fiel, als ich reiste, der Gegensatz zwischen den eigentlichen Chinesen und den Mandschu, die seit dem Ende der Ming-Dynastie 1644 China beherrscht haben, auch in der Tracht der Frauen auf: die Chinesin schlichter und knapper, in engen Ärmeln und niedriger, runder Kappe, die Mandschufrau breitspurig, in langen, reich bestickten Überkleidern mit weit geöffneten Ärmeln und unter einem hohen, eckig gefalteten Kopfputz mit breiten Flügeln und aufwendigem Schmuck in Gestalt von Blumen, allerlei Getier und Sinnbildern, oft von sehr kostspieliger Arbeit. Ungern habe ich in dem heutigen chinesischen Getriebe die mannigfachen glanzvollen und kühn geschnittenen Kriegstrachten vermißt, gegen die noch 1894 die Japaner zu Feld gezogen sind; wer alte Darstellungen kennt, wie sie etwa die Lipperheidesche Kostümbibliothek birgt, der weiß, welch unersetzliche künstlerische Einbuße die Einführung der schlotterigen, schmierig-gelben Khakiuniformen bedeutet, die zur Zeit meiner Reise das klägliche chinesische Militär verunstalteten.

Leider beeilten sich gerade während meines Aufenthalts, am Beginn der Republik, auch die bürgerlichen Kreise, durch europäischen Schnitt ihre neuzeitige Gesinnung zur Schau zu tragen. Unter ihnen waren großenteils auch die Zöpfe schon gefallen, die gleichsam

zum Sinnbild und Prüfstein des neuen Zeitgeistes geworden sind. Nicht ohne Gefahr freilich in gewissen Kreisen: noch vor kurzem hatte ein reaktionärer Heerführer seinen Leuten anheimgestellt, sich den Zopf abzuschneiden, und tags darauf alle, die es getan, als unsichere Anhänger enthaupten lassen. Darum trugen viele Soldaten verschwiegen ihre Zöpfe um den Kopf gerollt unter ihrer Deckelmütze von preußisch-russischem Schnitt. Auch unter den einheimischen Freunden chinesischer Kultur gab es entschiedene Verehrer des Zopfes. Bei einem Gastessen saß ich neben dem bekannten Schriftsteller Ku-hung-ming, dem geistvollen Verfasser mehrerer Bücher über das heutige China. Er meinte, ein Chinese ohne Zopf sehe nicht »gentle« aus; wir suchten nach einem gleichwertigen deutschen Worte, ohne dem ungewöhnlich sprachkundigen Manne, der Deutsch, Englisch, Französisch und Lateinisch beherrschte, Genüge zu tun. Zu meiner Freude hielt damals in Peking der gemeine Mann noch an seiner Gewohnheit fest und ließ sich von dem wandernden Barbier auf seinem leuchtenden roten Stuhl die Haare flechten und den Schädel vorne kahl scheren, eines der bekanntesten, belustigenden Leitmotive chinesischen Straßenlebens.

Mir war der jähe Wechsel des alten zum neuen China, der das Äußere wie das Innere berührt, schon auf der Ozeanfahrt von San Francisco nach Jokohama lebendigst nahegetreten. Ich fuhr mit einem Kreise junger Chinesen, die auf amerikanischen Universitäten bis zu sechs Jahre lang studiert und sich mit erstaunlicher



Chinese beim Spaziergang

Anpassungskraft in allem, was Form heißt, amerikanisiert hatten. Der Klügste unter ihnen war nach Rede und Lebensart der frischeste und anregendste Gast an Bord. Unter dem Einfluß eines weitschauenden Lehrers hatte er gelernt, die gewaltigen Probleme seiner Heimat tiefer zu fassen als seine oberflächlich überbildeten jungen Freunde aus Kanton, die jede Gelegenheit such-

ten, über die Zukunft Chinas zu kannegießern. Er verwies die vertrauensseligen Neuerer auf den Schwarm spielender, rauchender und unablässig schwätzender Landsleute im Zwischendeck, die auch nur äußerlich zu reformieren eine Sache von Jahrhunderten sei.

In Peking haben mir vor allem zwei jüngere Landsleute vielerlei persönliche Einblicke in das chinesische Leben verschafft, Dr. Herbert Müller und Richard Schoede aus Berlin. Sie führten als Gelehrte und Sammler einen eigenen Haushalt nach chinesischer Art, unterhielten mit gebildeten Chinesen Verkehr und waren mit dem Leben und dem Kunstbetriebe wohl vertraut. Wir besuchten gleich am ersten Tage in einem gartenartigen Teile der Stadt einen volkstümlichen Jahrmarkt mit Verkaufsständen und Schaubuden, Naschwerk und Spielzeug, vielerlei launigen Dingen, denen freilich, wie mir schien, die anmutige Eigenart und der noch immer sichere Geschmack fehlten, die dergleichen Kleinigkeiten in Japan noch heute auszeichnen. Es war ein anziehendes Familienfest der kleinen Leute, bei denen die Väter und Mütter ihre Kinder mit rührender Hingabe zu unterhalten suchten und jung und alt seine Rechnung zu finden schien. In das harmlose Spiel der Eltern mit den Kleinen haben wir zu anderer Stunde Blicke getan von der hohen Stadtmauer herab, die sich an so manchen verschlossenen Gärten und abgelegenen Wiesenflächen hinzieht. Dieses Volk, das in den engen Gassen dem Fremden oft wie ein Fliegenschwarm zur Last fällt, gewinnt, sobald man den Einzelnen beobachtet, etwa die Spaziergänger an ihren freien Tagen,



Chinesischer Schauspieler

wenn sie ihr Vögelchen in dem zierlichen Bauer mit sich in die Sonne führen, oder selbst den geplagten und so unendlich geduldigen Rikschamann. Nur vermißt man ungern die selbstbewußte Männlichkeit, die auch den kindlichst heiteren Japaner bei ernstem Anlaß nicht verläßt: in Japan hätte kein Polizist es wagen dürfen, in das ein wenig unbotmäßige Gedränge der Kulis so



Chinesische Schauspieler

roh hineinzuhauen, wie es in China unvermeidlich ist, sobald einige Ordnung geschaffen werden soll.

So eigen und mannigfach trotz allen sichtbaren Elends das Volksleben in Stadt und Land noch heute anspricht: es ist nicht im Aufstieg, sondern verarmt offensichtlich. Mit dem Kaisertum ist eine Fülle von Gestalten entschwunden. Schon wirken im graublauen

Massenbilde auf den Straßen die gelegentlichen Aufzüge wie eine Festvorstellung aus ferner, glanzvoller Vergangenheit, etwa ein vornehmer Hochzeitszug oder eine prunkvolle Leichenprozession, wie sie selbst der Mittelstand seinen Toten schuldig zu sein glaubt, mit der buntest aufgeputzten Gilde der Träger, den lackierten und vergoldeten Sänften, gestickten Baldachinen, bemalten Bannern und überlebensgroßen Papiergestalten, die sinnbildlich als Opfer für den Toten verbrannt werden.

Auch das Theater läßt sich nach Inhalt und Form nur aus langer Tradition heraus verstehen. Wir besuchten mehrere Vorstellungen in der mit Reklamebannern und -vorhängen dicht überspannten Theaterstraße. Das Innere ein schmuckloser, wenig sauberer, hoher Saal; zu ebener Erde an langen Tischen eine sehr gemischte Hörerschaft hinter ihren Teetassen, auf den Galerien, wie es schien, eine etwas gewähltere Gesellschaft. Die Bühne ein offenes Balkengerüst, in den Saal vorspringend, ohne Vorhänge und Hintergründe, nur durch zwei Öffnungen von rückwärts zugänglich. Auf ihr vollführt das Orchester, in alltäglichen Arbeitskitteln, wie von der Straße aufgelesen, einen ohrenbetäubenden Lärm. Die Schauspieler treten zu jeder Szene ein und aus, wie bei uns einst zu Shakespeares Zeiten. Ausstattung und Gebärden naiv andeutend: der Feldherr tritt auf, als sitze er zu Pferde, schwingt ein Bein zum Zeichen, daß er absteigt, und besteigt beim Abgang sein Roß wieder durch einen zweiten Beinschwung. Dafür aber sind die Kostüme von üppigem

Aufwand, prächtige Seiden, strahlende Farben, reiche Stickereien, die Schnitte phantastisch in Anlehnung an die alten Trachten der Mingzeit, die uns aus Gemälden und Porzellanbildern der späteren chinesischen Kunst geläufig sind. Der Vortrag ein pathetisches Gesinge, meist in Falsettönen, das zu würdigen mir in der kurzen Zeit nicht gelungen ist. Ich dachte im Gegensatz dazu der tief ergreifenden Eindrücke, die ich vor der japanischen Bühne genossen hatte, beschied mich aber, als ich erfuhr, daß meine deutschen Freunde an diesem chinesischen Theaterwesen mit ernster Anteilnahme hangen. Eine anziehendere Erinnerung haben sie mir verschafft durch ein Schattenspiel, das sie eines Abends im Hofe ihres Hauses aufführen ließen: in einer Bude aus Holz und Leinen sechs rauchende, spuckende Marionettenspieler, zugleich Musikanten, die meisterlich die vielgelenken Puppen in Bewegung hielten, bald heroisch-mythologisch, bald rationalistisch-bürgerlich, bald voll toller Phantastik, zur jubelnden Freude der geladenen Gäste und der Neugierigen, die sich aus allen Nachbarhäusern ungebeten hinzudrängten.



Steinabreibung: die Göttin Kwan-yin

KUNSTBETRIEB UND KUNSTWERKE CHINAS

Es sind köstliche Stunden und Tage für den Freund gediegener Handwerkskunst, wenn er in Peking in den Straßen der Gewerke und der Kunsthändler durch die Werkstätten und Läden streift. Es scheint, als seien die Fertigkeit und Findigkeit des chinesischen Handwerkers in allen Techniken gegen die frühere Zeit kaum gemindert, sobald ihm Aufgaben gestellt werden wie vor alters. Von Ingenieuren hörte ich, daß es dem chinesischen Arbeiter für die Tätigkeit an der Maschine bislang noch an Umsicht, Stetigkeit und Disziplin mangle: kein Wunder, da ihm diese ganze Welt noch so neu ist. Aber wie der einzelne, ob Handwerker oder nur Diener, sich auch mit ungewohnten kleintechnischen Problemen abfinde, wie er überall Hilfe wisse, und wie er schließlich auch zu seinen neuen Werkzeugen Liebe fasse, das lasse für die Zukunft starke Leistungen erwarten. Heute ist sein Betrieb noch vorwiegend handwerklich und möglichst auf Grund der Familie organisiert; seine Werkstatt liegt neben den Wohn- und Schlafzimmern gegen den Innenhof, Gehilfen sind seine Söhne, Frauen, Töchter, Schwiegerkinder, Enkel, und er verrichtet seine Arbeiten um so lieber, je eingehender der Besteller sie persönlich mit ihm berät und an ihrem Fortgang teilnimmt.

An Aufträgen auf Qualitätsarbeit fehlt es dem Tüchtigen nicht, denn der Chinese, der auf sich hält, will, wie der gebildete Japaner, noch heute seinen persön-

lichen Bedarf, seine Pfeife, seinen Schmuck, sein Petschaft, ebenso wie die Möbel, Geräte und Wandschnitzereien seines Hauses in bester Ausführung an und um sich sehen. Er hat auch die beneidenswerte, verstehende Freude an edlen Stoffen nicht verloren, an seltsamen, schönfarbigen Steinen aller Art und Größe, an edlen Bronzetönen, an kostbaren Seiden; noch ist hier die verheerende Mißindustrie von Übersee nicht so tief in die Lande gedrungen, wie im nahen Inselreich. Ich hatte Gelegenheit, beispielsweise dem Steinschneider zuzusehen, wie er aus der Fülle köstlicher Materialien, die er bereit hielt, das ihm passend Scheinende mit sicherem Takte wählte, es in der mühseligen Technik Schritt für Schritt förderte und die fertigen Herrlichkeiten mit sichtlichem Stolze vorführte. So arbeitet der Holzschnitzer, der Vergolder, der Metalltreiber, der Töpfer, der Sticker, der Weber gegen einen Gewinn, der dem Fremden traumhaft gering erscheint, bis der fremde Besteller selber durch seine Massenaufträge oder durch unredliche Nebenabsichten die Qualität drückt oder die Preise auftreibt. Allerdings dient ein großer Teil der sorgfältigsten Arbeit mittelbar oder unmittelbar der Fälschungsindustrie; öfter mittelbar, denn auch hier wünscht der Chinese »sein Gesicht zu wahren«.

Bekanntlich ist die Nachfrage nach chinesischen Altsachen in Europa, Amerika und Japan von Jahr zu Jahr reißend emporgeschnellt und hat sich auf neue Sammelgebiete geworfen. Bis vor kaum zwei Jahrzehnten galten als die Höhepunkte chinesischer Handwerkskunst die Techniken und Formen, die seit der späten

Mingzeit in dem klassizierenden Geiste des 17. und 18. Jahrhunderts beliebt gewesen sind. Sie bildeten den Schmuck der kaiserlichen Paläste und fielen bei deren Plünderung im Jahre 1860 und nach dem Boxeraufstand als maßgebliche Prunkstücke den Fremden in die Hände: die Prachtvasen aus Porzellan mit den subtilen Überglasurmalereien, die Ziergefäße aus Zellenschmelz, die Holzschnitzereien und Elfenbeine, die peinlich sauberen Stickereien der Mandschutracht. Aus solchen, an sich reizvollen Werken bestehen die Sammlungen, die bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts gebildet sind und besonders in Amerika zur Schau stehen, die Porzellane im Hause Walters in Baltimore, die riesige Nephritsammlung von Hebert Bishop im Metropolitan-Museum von New York, über die wir in der Bibliothek des Berliner Kunstgewerbe-Museums das kostbare Prachtwerk besitzen. An Ort und Stelle in China hat sich ein unvergleichlicher Bestand aus diesen Zeiten im Kaiserpalast von Mukden erhalten, das Hof- und Hausgerät des prachtliebenden Kaisers Kien-lung, Stühle, Waffen, Jagdgerät, Kleider, Pelze und vielerlei dergleichen, vor allem die vollständige Ausrüstung an Porzellangeschirr — man sprach von 80000 Stücken — ein ganzes Geschoß mit Schränken voll zahlloser, vollständiger Sätze in allen Größen und kostbarsten Arten, meist aus Kien-lungs Regierungszeit, aber auch aus der Epoche seiner beiden Vorgänger. Man sagte mir, daß diesen Besitz bisher niemand angetastet habe als Lord Kitchener, der sich für einen Besuch Mukdens schon in Peking die Gunst erwirkt hatte, zwei Stücke



Bronzegefäß, vorchristliche Zeit

aus der Sammlung zum Andenken zu wählen und daraufhin ihrer vier mitnahm, weil man bei Porzellanen unter einem Stück immer ein Paar verstehe. Ich habe in dem sorgfältig gepolsterten Behälter den Rest des Satzes bewundert und mußte mich vor der Kennerschaft Kitcheners verbeugen. Er verstand sich auf Eroberungen und auf Handelswerte.



Bronzeglocke aus der Provinz Schansi, vorchristliche Zeit

Indessen sind wir seit etwa 1900 tiefer eingedrungen in Kunst und Handwerk des alten China. Wir haben gelernt, daß die Blüte chinesischer Werkkunst, wie auf der ganzen Welt, nicht in der Barockzeit liegt, sondern im frühen Mittelalter und noch höheren Altertum. Die Naturgewalten und Menschenstürme, die über China dahingebraust sind, haben aus diesen frühen Zeiten nur weniges verschont; erst neuere Gräberfunde und eindringliche Entdeckungszüge haben reichlicheres Material ans Licht gebracht, die Flachreliefs der Han-Zeit, die



Opferschale aus Bronze, wahrscheinlich aus einem Grabe der Tang-Dynastie, 907—960 n. Chr.

Steinskulpturen der Grottentempel, über die uns kürzlich die anregenden Schilderungen Friedrich Perzynskis (Von Chinas Göttern, 1921) unterrichtet haben, die reizvollen Grabbeigaben an glasierten Tonbildwerken, uralte Bronzegefäße und ihr mannigfaltiger Ersatz aus Ton, auch frühe Nephritstücke voll herber, verhaltener Kraft, eine weite Welt tiefgründiger Vorbilder der Werkkunst wie der Freikunst. Ich hatte mit Neid und Sorgen gesehen, wie in den großen Museen Amerikas diese im höchsten Sinne erziehlichen Werte für die Kunstbildung und selbst für die kunstindustrielle Erziehung ausgenutzt werden. Dort birgt ein einheitlicher

großer Organismus das Beste aller Zeiten und Länder; Kunst und Kunstgewerbe nicht ängstlich getrennt, wie bei uns Pedanten in der alten Welt; Ostasien an weithin sichtbarer, ragender Stelle.

Noch gibt es in China keine Museen; ich sah nur in Tsinanfu, der von Deutschland beeinflußten Hauptstadt Schantungs, einige bescheidene Anfänge. Und die Sammler bergen ihren Besitz weit ängstlicher als die Japaner, wie erst kürzlich in der Ostasiatischen Zeitschrift aus seinen Erfahrungen Ernst Grosse berichtet hat. Ich habe in Mukden wenigstens die Sammlung alter bronzener Tempelgefäße mustern können, die Kien-lung dort vor alters vereinigt hat; eben hatte unser Landsmann Konsul Voretzsch die achthundert Stücke durchgesehen und darunter einen Kernbestand von hohem Werte festgestellt. Dagegen mußte ich mich im übrigen mit den mancherlei trefflichen Einzelstücken und oft umfangreichen Gruppen bescheiden, die eben durch den Kunsthandel liefen. Wer Zeit findet, bei den Händlern bis in die Hinterzimmer und die Geheimfächer und -kasten vorzudringen, sieht mit Staunen, welche Ausbeute das riesige Reich dem Sammler noch bereit hält, allerdings zu oft schon phantastischen Preisen und unter der steten Gefahr, trotz aller Vorsichtsmaßregeln einem der meisterlichen Fälscher zum Opfer zu fallen. Tonwaren, Steinzeug und Porzellane, beginnend mit den seltsamen vorgeschichtlichen Fundstücken, mit den buntglasierten Urnen, Vasen, Hausmodellen der Han-Zeit um Christi Geburt, den Reitern, Pferden, Kamelen und Frauenfiguren aus



Irdener Kochtopf, angeblich frühe Han-Dynastie, um 200 vor Chr.

den Gräbern des ersten christlichen Jahrtausends, dieser seltsamen neuesten Überraschung der Kunstgeschichte; dann aus dem hohen Mittelalter das Steingut- und Porzellangeschirr unter den vielerlei Tönen der bekannten seladonfarbigen Glasuren, das Steinzeugteegerät, das die japanischen Kenner so hoch bewerten,



Glasierte Tonschale, Unterseite

daß schon damals in Tōkiō eine Teeschale für hunderttausend Mark verkauft wurde, bis zu den Zier- und Gebrauchsporzellanen der späteren Jahrhunderte, die nicht aus Gräbern erstehen und deshalb seltener und seltener geworden sind. Traumhaft die Massen des Bauschmuckes, der Dachziegel aus besten Zeiten der



Figur aus glasiertem Ton, aus einem Grabe

chinesischen Architektur, mit ihren launigen Reliefs und Vollgestalten, Fabeltieren und wehrhaften Reitern, voll bunter, fröhlicher Glasuren; ich konnte sie nicht ohne Sorgen ansehen, weil der Raub, der sie dem Kunsthandel ausliefert, zugleich den raschen Verfall köstlicher Bauwerke bekundet.

Mit dem unbehaglichen Gefühl, gegen Fälschung

so gut wie wehrlos zu sein, nimmt man die Wunderwerke der Geduld in die Hand, die die chinesischen Steinschneider von alters her aus dem hochgeschätzten Nephrit und anderen feintönigen Halbedelsteinen geschnitten haben und noch schneiden, Andachtsfiguren kleineren Maßstabes, Gebrauchs- und Ziergefäße von bald sachlich schlichter, bald phantastisch bewegter Gestalt, symbolisch bedeutende Rangzeichen, wie Zepter u. a., und Schmuckstücke von oft winziger Kleinarbeit. Auch hier haben uns die Gräberfunde mit den prachtvoll konzentrierten Umrissen und ornamentalen Akzenten der von süßlichem Spiel noch unberührten ältesten Kunst vertraut gemacht. Zahlreich auch der Ersatz dieses Steingeräts, die bekannten tieffarbigen Gläser mit dem sorgsamen Schnitt der mehreren Schichten, die Vorbilder der Kunst Emil Gallés. Sie erinnerten mich immer wieder daran, wie ich als junger Assistent einst die anregende Sammlung solcher Gläser in unserem Kunstgewerbe-Museum für den Meister aus Nancy geöffnet habe, und wie dieser zwei Wochen lang Stück für Stück untersuchte, nach denen noch kein deutscher Glasfachmann gefragt hatte; er hat sich aus Berlin die Grundlagen seiner welterobernden Technik geholt und mir noch 1900 auf der Pariser Weltausstellung dafür gedankt, als er uns Preisrichtern der Glasgruppe seine köstlichen Schöpfungen erläuterte.

Unter den Textilwerken waren eben die bislang vernachlässigten chinesischen Knüpfteppiche besonders beliebt und begehrt geworden, das anziehende Gegenspiel zu islamischer Auffassung, ruhiger in Grund und



Glasierte Tonfiguren aus einem Grabe

Muster, lichter abgestimmt in grauen, blauen, rosenfarbenen und gelblichen Tönen, den Ansprüchen des chinesischen Wohnraums angepaßt, der ja dem unseren nahe steht, weil der Chinese nicht auf dem Boden zu hocken, sondern auf Stühlen zu sitzen pflegt. Also nicht Sitz-, sondern Fußteppiche und deshalb für uns auch als Lehre wertvoll. Schöne Beispiele der Seiden-

stickerei und Seidentracht hatte ich besonders bei Konsul Heintges in Mukden, einem eifrigen Sammler, gefunden.

Daß ich in China nicht auch für die Werke der freien Künste, der Malerei und der Plastik, neue Maßstäbe habe gewinnen können, ist mir eine Enttäuschung gewesen. Was an Altarfiguren in den Tempeln stand, die ich besuchen konnte, war fast durchweg aus jüngerer Zeit, wohlgemeinte Nachbildung oder gar ganz roher Ersatz einstiger großer Kunst. Die chinesische Bildkunst, so schien mir, hat früher als die japanische die sichere Überlieferung ihres alten starken Könnens eingebüßt. Ich hatte darauf gerechnet, in China erweitert und vertieft die Eindrücke hinreißender Weihe zu erleben, die mich vor den Bildwerken von Nara und Umgegend innerst erregt hatten, vor jenen ehrwürdigen Bronzestatuen, die man wenn nicht der Hand so doch dem Geiste chinesischer Künstler zuschreibt. Ich fand statt Buddha Konfuzius, statt der tiefen, in die Seele dringenden Töne uralter Tempelglocken das hastige Gebimmel der Lamas von Tibet.

Auch die Beispiele von Wandmalereien in einzelnen Tempeln, wie etwa in Taian-fu die wortreichen Darstellungen eines Kaiserbesuches auf dem heiligen Berge Taischan, erhoben sich nicht über den Stil der Chroniken und riefen sehr zu ihrem Nachteil die Erinnerung an die schwunghaften Linien der alten Fresken in Hōriūdschi ins Gedächtnis. Daß der Kunstfreund die Gemäldekunst des alten China nicht auf chinesischem Boden in sich aufnehmen kann, weil es ihm an Gelegenheit fehlt, zu dem sicherlich noch vorhandenen Kunstbesitz des Lan-



Porzellanvase, China, 12. Jahrhundert

des vorzudringen, ist eine schmerzliche Entbehrung. Ich habe mich ungern damit beschieden, daß ich einen »Tag der Maßstäbe« für die chinesische Malkunst in der Sammlung des Herrn Freer in Detroit erlebt und dort mich überzeugt hatte, wie hoch die Meister Chinas auch ihre besten japanischen Nachahmer an Größe, Tiefe und Pinselkraft überragen.

Es lag mir nahe, auch den graphischen Künsten nachzugehen. Ich hoffte, in den Bibliotheken weitere Aufschlüsse über den Farbendruck der Chinesen zu finden, von dem uns zuerst Laurence Binyon in London gesprochen hat, als er unter alten Beständen des British Museum, die noch auf die Kämpferschen Sammlungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zurückgehen, Einzelblätter und Bücher mit mehrfarbigen Bildern nachwies, um ein Jahrhundert vor dem Farbendruck in Japan. Allein die große kaiserliche Bibliothek war beim Boxeraufstand verbrannt, und ich habe weder in der neu sich bildenden Bibliothek der Universität noch bei den Händlern neues Material gefunden. Auch zu den schönen Werken über chinesische Schrift, die ich aus japanischen Buchläden als Anregung für unsere Schreibkünstler und Schriftfreunde heimgeschickt hatte, fand ich in China selbst keinen wesentlichen Zuwachs. Doch gewann ich durch die eigene Anschauung Aufklärung über ein anziehendes Sondergebiet chinesischer Flächenkunst, von dem ich in Tōkiō und Kiōto Beispiele erworben hatte, die Abreibungen von flach gravierten Steinen, welche köstliche Proben edler Schrift, feiner Ornamentik und eindrucksvoller Figuren wiedergeben. Ein Ausfluß der uralten literarischen Kultur der Chinesen, drängen sich Inschriften aller Art und Größe an allen ehrwürdigen Stätten zu Hunderten und Tausenden auf, auf den Denksteinen, in den Vorhöfen und Hallen der Tempel und Kaisergräber, anderwärts als lehrhafte Sinnsprüche, Verordnungen, Weihgedichte, von subtilster Ausführung bis zu riesigen Schriftbildern, wie man sie etwa



Schmuckstück aus Nephrit an hölzernem Ziergestell

beim Aufstieg auf den Taischan an den Felswänden bestaunen kann. Die Schreibkunst gilt ja dem Ostasiaten als fast die vornehmste aller Künste, ein tiefer Urgrund der Malerei. Hier nun ein guter Teil nicht Schrift allein, sondern untermischt mit oft großzügigen Bildern einzelner heiliger oder historischer Gestalten,

auch sinnbildlichem Getier, Vögeln, Bäumen, Blumen, Landschaften. An berühmten Stellen treiben die Priester oder Tempeldiener schwunghaften Handel mit den Abreibungen schöner und berühmter Steine. Auch hat man, wie es scheint, feinere Gravierungen ausdrücklich für solche Wiedergabe hergestellt, anderes im Stil der Steine in Holz geschnitten, um berühmte Darstellungen zu verbreiten. Man findet sie nach Art der hängenden Rollbilder sorgsamst aufgezogen, von Stoff umrahmt, ein gelegentlicher Schmuck auch des japanischen Tokonomas. Auch dies noch ein unerforschtes Sondergebiet chinesischer Art und Kunst. Wer sorgt dafür, daß der Deutsche auch weiterhin an solcher Forschung teilnehmen könne? Möge es wenigstens gelingen, als einen Mittelpunkt deutscher Wissenschaft von Ostasien die bisher so trefflich bewährte »Ostasiatische Zeitschrift“ zu erhalten.



Blick auf das Gelände des Kaiserpalastes in Peking

BAUKUNST IN CHINA

Keinen Abschnitt meiner Reise möchte ich lieber wiederholen, keine Beobachtungsreihe lieber vervollständigen, als die Eindrücke chinesischer Baukunst. Wer das Glück gehabt hat, diese Denkmäler reifer Gestaltungskraft unmittelbar auf sich wirken zu lassen, wird die Sehnsucht dorthin bis an sein Ende nicht verlieren. Keine Beschreibung, kein Bild gleicht dem Erlebnis, wo es sich um ein Bauwerk an seinem Platze handelt, um eine Schöpfung aus Menschengeist und Menschenhand, die zu gegebenem Zwecke einem gegebenen Naturraum eingefügt ist, als sei sie aus ihm und mit ihm gewachsen. Wie sich Gelände und Gebäude zu einander verhalten, kann nur abschätzen und genießen, wer zwischen beiden steht und geht und beide an sich selber mißt; denn der Mensch ist ja der Maßstab aller Baukunst. Das gilt für die chinesische Architektur mehr als für irgendeine andere.

Aber auch der Beneidenswerte, der nicht, wie ich, nur zwei Provinzen des Riesenreiches flüchtig streifte, sondern sich weithin vertiefen kann, wird vorläufig immer nur Teile des gewaltigen Materials in der Hand halten und die Zusammenhänge zunächst nur ahnen können. Im Sinne europäischer Wissenschaft hat man gerade erst begonnen, die entscheidenden Fragen zu stellen, durch Aufnahmen den ersten Stoff zu beschaffen und einige Richtlinien zu ziehen. Die Chinesen selber haben weder ihre Schriftquellen kritisch gesichtet noch die Bestände bildlich festgelegt. Unsere schrift- und

kulturkundigen Forscher aus dem Westen hatten Probleme zu behandeln, die ihnen näher lagen, den Technikern andererseits fehlte die Sprachkenntnis: so gab es bis vor wenigen Jahren kein einziges Buch, aus dem man sich auch nur über Einzelheiten ernstlich hätte unterrichten können.

Dazu treten äußere Hemmnisse. In China haben die großen Zerstörer, die Natur und der Mensch, grausamer als anderwärts gewütet, durch Erdbeben und Wasserfluten, Feuer und Schwert. Bei dem häufigen Wechsel der Herrscherhäuser und ärger als je in den Bürgerkriegen und den europäischen Einbrüchen der letzten Menschenalter sind nicht nur das eine oder andere Bauwerk, sondern ganze Städte, Landschaften und Kulturgebiete bis in den Grund vernichtet worden. Was nicht zerstört ist, war dem langsamen Verfalle ausgesetzt und ist es noch heute. Denn die Hüter der Überlieferung, die Kaiser, pflegten mit seltenen Ausnahmen nur die Denkmäler ihres eigenen Hauses zu betreuen; das Volk hat Ehrfurcht und Scheu nur vor dem Literarischen, vor Wort und Schrift, nicht vor dem anschaulich Gestalteten. Das ist vollends zum Verhängnis geworden seit dem Sturze des Kaisertums und den Wirren, die ihm voraufgingen. Wer heute die kaiserlichen Paläste, Gräber oder Tempel besucht, möchte laut jammern über den Zerfall auch dessen, was nicht schon längst gewaltsam vernichtet worden ist. Das Steingefüge durch Regen und Frost zersprengt, die Holzgerüste im Verfaulen, die herrlichen Ziegel herabgebröckelt und zu Schutthaufen zusammengekehrt, das

Marmorpflaster von Unkraut überwuchert, und von den Beauftragten scheinbar niemand, der dem Unheil steuert. Bei den schlecht beaufsichtigten, bestechlichen Wächtern hat jeder reisende Kunstfreund und gar der Händler leichtes Spiel. Man erlebt selbst da, wo hohe Würdenträger auf einige Ordnung halten, Beispiele rührender Harmlosigkeit. Als man mir im Palast von Mukden den unersetzlichen Hausrat des großen Kaisers Kien-lung feierlich »entsiegelte«, wurden die schmalen Papierstreifchen, die als Verschluß dienten, mit dem Finger losgekratzt und mit Speichel wieder angeklebt. Ich fürchte, daß auch die planmäßige Denkmalpflege, die man neuerdings einzurichten sucht, nicht viel bessern wird, bevor es zu spät wird.

Aus allen diesen Gründen haben sich im weiten Reiche nur wenige Reste aus alter Zeit so erhalten, wie etwa in Japan in dem ehrwürdigen Hōriūdschi oder in Nara, wo man treulich die Vorschriften beachtet, nach denen das Verfallende von Zeit zu Zeit regelrecht zu erneuern ist. In China haben zwar die baulustigen Mandschukaiser im 18. Jahrhundert viel gebaut und manches wiederhergestellt, beides in dem eleganten Klassizismus ihrer Epoche. Aber dort, wohin ihre höfische Kunst nicht reichte, sind Baukunst, Dekoration und Plastik, Formen und Farben so verroht, daß man die großen Vorbilder dahinter kaum zu ahnen vermag.

Dazu kommt der unermeßliche Umfang des Reiches. Die Bauten von Peking und seiner näheren und ferneren Umgegend, die alle Reisenden besuchen, sind ja nur



Laden einer Bäckerei in Peking

Kostproben aus den unübersehbaren Schätzen der achtzehn Provinzen, bedingt durch die nordische Landschaft und die besonderen Ansprüche der Herrscher. Sie decken nur die Ebene oder bescheidene Hügelzüge; ihre Einzelheiten bestimmt der kühl abwägende Verstand der nördlichen Stämme. Im Süden, Westen und in der Mitte dagegen sind die gewaltigen Anlagen der Tempel, Klöster und Wallfahrtsplätze mit Vorliebe in bewegtes Berggelände eingefügt, oft über steilste Hänge und in wilde Klüfte, und ihre Formen und Farben sind von der Leidenschaft südlichen Empfindens durchglüht. Viele heilige Stätten ziehen sich weit vom Weltleben in einsame Landschaften zurück, andere auf abgelegene, unzugängliche Inseln. Wer auch nur die maßgebenden Typen studieren will, muß in diesem Lande der spär-

lichen Eisenbahnen Zeit, Geduld und Kraft haben zu langwierigen, mühseligen Landreisen; dem schönen Thema kann sich mit Erfolg nur widmen, wer Jahre vor sich hat.

Erwägt man alle diese Widerstände, so scheint es ein besonderes Glück und Verdienst, daß just vor dem Weltkriege ein deutscher Landsmann, Baurat Ernst Boerschmann, Gelegenheit gefunden und den Mut besessen hat, die wichtige Aufgabe grundlegend und umfassend anzupacken. Als ich reiste, war der erste Band seines großen Werkes über »Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen« (Berlin, Georg Reimer) vor kurzem erschienen, auf Grund der Aufnahmen und Studien, die er als Beigeordneter der deutschen Gesandtschaft während dreier Jahre in vierzehn Provinzen des Reiches hatte machen können. Schon seine vorläufigen Berichte hatten wertvolle Fingerzeige gegeben; was ich an Ort und Stelle habe sehen können, hat mein Zutrauen zu seinen baugeschichtlichen Urteilen ebenso bestärkt wie der im Jahre 1914 erschienene zweite Band des Werkes, dem hoffentlich nunmehr die übrigen unverzüglich folgen werden.

Wer an chinesischen Bauten nur die Einzelheiten sieht und sie gar an den ihm geläufigen Ordnungen des klassischen Altertums zu messen versucht, wird sich enttäuscht finden. Die Griechen, die Schüler älterer Nachbarvölker, haben es verstanden, ihren ursprünglichen, tonbekleideten Holzbau in Stein, einen einheitlichen Baustoff, zu übersetzen. Die Chinesen dagegen halten an ihrem urtümlichen Holzgerüst mit seinem



Innenraum aus einem Gebäude am Sihu-See bei Hangtschou
Aufn. E. Boerschmann

Ziegeldach bis heute fest und fügen schöne Steinarbeit nur bei reicherem Aufwand als Beiwerk hinzu. Zwischen die kräftigen Stämme, die das schwere Gefüge des Daches tragen, ist außen höchstens Fachwerk aus Lehm oder Ziegeln eingefügt, meist verputzt und bemalt. Innen bleiben zwischen den hohen Pfosten die Hallen

offen; nur die Wohnräume teilt man durch dünne Rohrwände. Aber die Konstruktionen und Gliederungen dieses Holzbaus sind Nachklänge ältester Bauweisen, der langlebigste Holzstil der Welt: die Stützen und Riegel, die Verbindungen der Pfosten und Balken, die auf das Bunteste vorkragenden Konsolen, die zwischen Stütze und Last, Wand und Dach organisch und ausdrucksvoll vermitteln, das Dachgerüst mit seinen vielerlei, echt zimmermannsrechten Grundformen, den lustigen Schmiegungen und dem launigen Zierat. Hier findet auch der abendländische Freund der Tektonik und Bausymbolik Anlaß zu anregenden Studien.

Für die meisterliche Töpferarbeit und das köstliche Kolorit der Glasuren ist auch das blödeste Auge empfänglich. Man wird an den Dachziegeln, den gekrümmten Pfannen wie den fröhlichen Bildwerken der Firste, Grate und Traufen immer neue Formen, Töne und Einfälle bewundern, ebenso in den oft umfangreichen Reliefbildern auf den Mauern. Das leuchtende Braungelb der Kaisergräber und Paläste, das satte Blau des Himmelstempels in Peking, die grünen, strohgelben, violetten, rötlichen Glasuren, die man aus den Ruinen des Sommerpalastes sich selber auflesen kann, haben, soweit ich sehe, nur im alten Mesopotamien und späteren Persien ihresgleichen. Und wo der Chinese sich zur Steinarbeit bequemt, an dem quellenden Reliefschmuck der Pagoden und Ehrenbögen, an den Säulen der Konfuziustempel und an den Geländern, Pfosten und Laternen der kaiserlichen Paläste und Tempel, da wußte er seine überlieferte Ornamentik der tektonisch gebote-



Kaiserthron aus der Beratungshalle im Kaiserpalast, Peking

nen Kernform meisterlich anzupassen und Gebilde zu schaffen, die durch ihre Verhältnisse, Massen, Umrisse und Flächenzier auch das anders gewöhnte Auge des Europäers auf das Wärmste anzumuten vermögen.

Allein der eigentliche Wert der chinesischen Bauten liegt nicht in den Einzelformen, sondern in der inneren und äußeren Größe der Anlage, dem Entwurf, der Lö-

sung der Zweckaufgabe, also in dem, was das wahre Wesen der Baukunst ausmacht. Ich habe meiner Eindrücke aus China lebhaft denken müssen bei den betrüblichen Erfahrungen, die wir bei uns zu Hause während des Krieges bei gewissen Wettbewerben um sogenannte Heldenhaine gemacht haben. Da wählt man, wie etwa bei der unseligen Wuhlheide zu Berlin, von vornherein ein unmögliches Gelände. Da werden die Bewerber verführt, mangels sachlicher Grundlagen papierene Ideen zu Papier zu bringen und sich in Phantasiegebilden zu erschöpfen, die sie sonst selber als hohle Phrase zu verurteilen pflegen. Man stellt ihre Bildkraft, die Kunst des Auges, in den Dienst lyrischer Romantik, die aus blinden Hirnen entspringt und durch breiten, poetisch klingenden Wortschwall propagiert wird. Und dann beklagt man sich noch, daß an solchen Anforderungen unberufener Förderer auch tüchtige Künstler scheitern. Allen, die daran mitschuldig sind, wünschte ich eine Kur in China. Die chinesische Baukunst ist gewachsen, gewachsen aus klar umrissenen Aufgaben zu fester, selbstsicherer Gestaltung.

Auch in China reden Laien beim Bauen mit, beim Tempel wie beim Wohnhaus, ja bei dem einzelnen Grabdenkmal. Uns scheinen sie sogar auf den ersten Blick recht gefährlich und lächerlich, diese Geomanten, die nach geheimnisvollen, halbreligiösen Grundsätzen darüber entscheiden, ob der Ort und seine Umgebung dem geplanten Bauwerk günstig sind, ob das Gelände, die Bäume, Wasserläufe und Nachbargebäude den bösen Geistern wehren, die guten anziehen werden. Aber diese



Hof, Mittelweg und große Halle im Kaiserpalast, Peking

abergläubisch gehegten Ansprüche, die Regeln des sogenannten Fengschui (wörtlich: Wind und Wasser) sind letzten Endes nichts als uralte, ganz praktische und nützliche Erfahrungen. Man braucht und liebt die Sonne und sucht deshalb Plätze, an denen sich das Gesicht des Baus nach Süden richten läßt. Man will Windschutz und duckt sich deshalb tunlichst in Berge oder Hügel ein. Man benötigt Wasser für die Felder und Bäume und verlangt deshalb nach Stätten, die ein Fluß oder Bach durchströmt oder umzirkt. Man wünscht innerhalb seiner Mauern ungestört und unbeobachtet zu sein und meidet daher überragende Gebäude



Brücke und Teich mit Lotosblumen, aus den kaiserlichen Gärten in Peking

der Nachbarn als den guten Geistern des Hauses abträglich. Kurzum man hört und befolgt nach dem Rat des weisen Geomanten die ganz naheliegenden Zweckgrundsätze aller gesunden Baukunst.

Ist der Ort gewählt, so ist es die erste Sorge des Gestalters, das Gelände abzugrenzen und zu umschließen. Der Mauerzug ringsum ist das augenfälligste Kennzeichen jeder chinesischen Bauanlage. In diesen aus der Umwelt herausgehobenen Bezirk wird dann das, was die Aufgabe fordert, nach großen Linien geordnet, fast stets streng symmetrisch um eine Mittelachse in planvoller, stimmungsreicher Folge vom Eingang zur

Tiefe; wo das Gelände es erlaubt, in Terrassenstufen ansteigend, die großen Gebäude wie das kleinste Beiwerk zu wohlüberlegten Akzenten genutzt, als ob der klare, auf das Mathematische gerichtete Sinn der Rasse auch hier seinen Ausdruck suche.

Kein Wunder, daß die überlieferte Gewohnheit großzügiger Planung schon die chinesische Stadt als ganze zu einem Kunstwerk formt. Die Mauer ist mein erster, starker Eindruck in Mukden gewesen. Ich fand sie wieder auf der Fahrt aus der Mandschurei in die Provinz Tschili in der Grenzstadt Schanhaikwan. Innen ein dürftiges Gemisch verfallender Nutzgebäude. Nach außen hin aber ein stolzes Monument trotziger, zusammengefaßter Wehrkraft. Wer weiterhin in Peking einfährt, steht vom ersten Blick an im Banne der gewaltigen Umwehrungen. Sie reden eine unvergleichliche Sprache, von wahrhaft kaiserlichem Wollen und Können.

Das typische Stadtbild pflegt sich um wenige, straffe Achsen zu ordnen, von Nord nach Süd und von Ost nach West, rechtwinklig einander kreuzend. Nach den vier Himmelsgegenden gerichtet und benannt sind auch die Tore, gewölbte Durchgänge mit stattlichen Öffnungen. Über ihnen zwischen den Zinnen der hohen, wehrhaften Mauer Türme aus einem oder mehreren Geschossen, für die Wachen und zur Verteidigung, mit dicken Wänden unter oft fröhlich gebogenen Dächern aus blanken, bunten Ziegeln, bisweilen fast zierlichen Lusthäuschen ähnlich. In Peking bilden die Mauern bekanntlich ein ganzes System, den Schutz der verschiedenen Stadt-

teile; die höchste um die Tatarenstadt, eine niedrigere um die Chinesenstadt, andere im Innern um die Kaiserstadt und den innersten Palastbezirk, Mauerzüge, in denen sich die Geschichte des Reiches von Herrschergeschlecht zu Herrschergeschlecht widerspiegelt. Man pflegt gegen Abend oben spazieren zu gehen auf dem breiten Pflasterwege von Wehrturm zu Wehrturm, vorüber an der einstigen Sternwarte der Jesuiten und ihren Bronzeinstrumenten, und sieht hinab nach außen auf die flachen, wohlbestellten Felder, nach innen auf Gärten, Bäume, Wohnhäuser, Paläste und Tempel, auf ein anmutiges, einheitliches Bild. Und man fühlt, wie in den Tagen des Boxeraufstandes der Besitz dieser Mauer über das Schicksal des Gesandtschaftsviertels und seiner belagerten Bewohner entscheiden mußte.

Diese Mauerzüge wirken nicht malerisch, wie unsere Burg- und Stadtwälle, sondern völlig architektonisch. Deshalb zieht es den Reisenden mit Recht auch zu der berühmten Großen Mauer hinaus, nicht nur den Neugierigen, sondern auch den Kunstfreund. Man stößt zuerst auf sie im Osten, auf der Fahrt nach Peking, dort wo ihre östlichen Ausläufer das Gelbe Meer berühren. Doch versäumt wohl niemand die kurze Bahnfahrt, die in wenigen Stunden auch zu ihrem eindrucksvollsten Teil im Nordwesten führt, dem Durchlaß gegen die Mongolei im Paß von Nankou. Allerdings liegt die berühmte Mauer heute in ihrem langen Zuge von 2500 Kilometern, längs der ganzen Nordgrenze des Reiches, vereinsamt und zum Teil in Trümmern. Sie ist nicht überall gleich gebaut, sondern streckenweise



Marmorpfeiler vom Geländer einer Terrasse
im Kaiserpalast, Peking

nur ein Lehmwall, eine Steinhäufung oder ein niedriges Gemäuer. Auch ist sie nicht das Werk grauer Urzeit, sondern ein Bau der Ming-Dynastie, aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Aber ihr militärisch einst wichtigster Abschnitt, die Wehr gegen die Mongolen, ist als Anlage wie als Bau schlechthin bewundernswert, nur den Königsmauern von Babylon und Assur zu vergleichen.

Etwa sechs Meter hoch, unten acht Meter breit, fest aufgemauert aus zwei Wänden großer gebrannter Ziegel, gefüllt mit Lehm, Steinen und Ziegelbruch, oben gegen den Feind eine Brustwehr mit Schießscharten, etwa alle hundert Meter ein quadratischer, gedeckter Turm, an der Innenseite Treppen bis an ihren Fuß: so windet sie sich gleich einer Riesenschlange aus den Tälern hinauf auf die Höhen und wieder hinab, in klug gewählten Krümmen, ein Meisterstück des Befestigungswesens wie der Zweckbaukunst.

In Mauern schließt der Chinese auch sein Wohnhaus ein. Er wohnt nach südländischer Art, die uns aus Pompeji geläufig ist, an ummauerten Höfen in einstöckigen Gebäuden, deren Zimmer sich ebenerdig unmittelbar gegen den Hof öffnen. Auch hier nützt er die Gunst der Sonne. Das Haupthaus liegt tunlichst gegen Süden, also an der Nordseite eines Hofes; die Wohnstraßen laufen deshalb gern von Ost nach West, mit dem Eingang auf ihrer Nordseite. Der Grundzug der Anlage bleibt sich bei allen Abstufungen gleich, von dem winzigen Gehöft im Dorfe, der bescheidenen oder reicheren Wohnung in der Stadt mit einem oder mehreren Höfen, den vielgliedrigen Amtsgebäuden, den »Yamen« der Behörden, bis zu den prunkvollen Kaiserpalästen. Auch die ungezählte Menge der kleinen und kleinsten Leute drängt sich um gemeinschaftliche Höfe in Einzelhäuserchen und Einzelzimmern zusammen. In stattlicheren Anlagen, die ich kennen lernte, etwa dort, wo europäische Bekannte sich chinesische Häuser gemietet hatten, fand ich eine ganze Kette von Höfen



Teilansicht des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking

für die verschiedenen Ansprüche der Bewohner und der Wirtschaft: Vorhöfe für den Außenverkehr, Wohnhöfe für die Herrschaft, Dienerhöfe, Wirtschafts- und Küchenhöfe, vielleicht noch weitere für das Geschäft, meist bestanden mit wohlgepflegten Gärtchen, in denen zwischen Ziermauern aus Backstein Blumen blühten und Topfpflanzen grünten; ringsum vor den Zimmern bedachte Vorhallen, und von Hof zu Hof überdeckte Durchgänge. Dem Europäer fällt es in China leichter als in Japan, sich in den dortigen Wohnungen einzurichten, weil ja die Lebensgewohnheiten in dem entscheidenden Punkte übereinstimmen; bekanntlich pflegt der Chinese nicht, wie der Japaner, auf dem Boden zu knien, sondern sitzt, wie wir, auf Stühlen und an hohen

Tischen. Als Schlafstätte dient meist der von unten heizbare »Kang«, auf dessen Fliesen oder Holzbelag man sich selber sein mitgebrachtes Lager durch seinen Diener herrichten läßt, wie ich es auf Ausflügen erprobt habe. In vornehmen Häusern habe ich stets an den Türen, Fenstern, Wänden und Decken die vollendeten Holzschnitzereien mit ihrem maßvollen Relief und ihren geschmackvollen Flächenmustern bewundern müssen. Den Fußbodenbelag bilden meist gebrannte Ziegel.

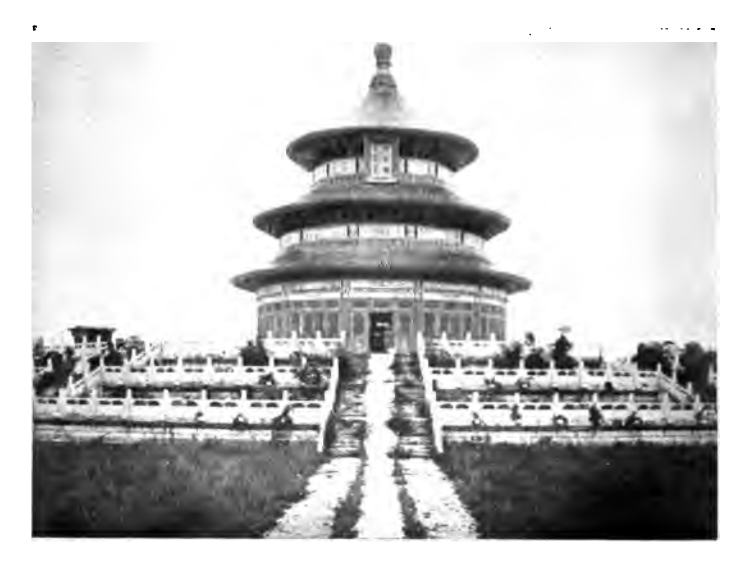
Aus diesem weitläufigen, bürgerlichen Hofhaus ist nun auch der Kaiserpalast hervorgegangen, nicht, wie einst bei uns, aus der gedrängten Wehrburg. Die Kaiserwohnungen sind stärker gefährdet gewesen als alle anderen Gebäudegattungen und haben sich deshalb nur aus den vergleichsweise jungen Zeiten der letzten Dynastie erhalten, soweit sie nicht neuerdings der betrüblichen Rachsucht der Europäer zum Opfer gefallen sind; jetzt unter der Republik schienen sie vollends von nahem Untergang bedroht. In ihren guten Zeiten sind sie bekanntlich dem Europäer völlig verschlossen gewesen, zumal dem wißbegierig untersuchenden Forscher. Wir müssen deshalb, wenn auch mit einiger Beschämung, den behenden und beherzten Japanern danken, die gleich nach den Boxerkämpfen die Kaiserpaläste von Peking in einem dreibändigen Werke mit großen Lichtbildern festgehalten haben: Photographs of palace buildings of Peking, with notes by C. Ito (Tokyo). Als wir es vor einigen Jahren für unsere Bibliothek kauften, hat es Fachleute und Kunstfreunde wie die Offenbarung einer fremden Welt angemutet.

Es ist oft geschildert worden, wie diese Palastanlage, die »verbotene«, rot ummauerte Stadt, den innersten Kern der Tatarenstadt bildet, mit streng symmetrisch von Süd nach Nord einander folgenden Höfen, während neben ihr in der gelb bedachten »Kaiserstadt« die Dienerschaft und die Behörden wohnen und die zauberischen Gärten blühen mit ihren Lotosteichen, Marmorbrücken und Pagoden. Als meisterliche Zweckanlage empfindet man schon die Zugänge von Süden her. Über einen weiten, streng umsäumten Platz nähert man sich dem Außentor, erreicht durch einen engeren Platz ein zweites Tor mit wehrmäßig vorspringenden Flügeln und betritt alsdann, durch weitere Tore hindurch, die Reihe der vier großen und fünf etwas kleineren Höfe, ein Gelände von 800 Meter Breite und 1000 Meter Tiefe. Jeder Hof ist durch eine Quermauer mit Torbau gesperrt; in und an ihm liegt eine der großen Hallen, der festliche Thronsaal, die Ahnenhalle, die Halle für Beratungen und Prüfungen, der Audienzsaal, auf den die Gemächer des Kaisers und seiner Frauen folgen. Von Halle zu Halle laufen Marmorwege und Brücken mit kostbar gemeißelten Geländern, bis hinauf über die Stufen der breiten Sockelbauten. In der Mittelachse, auf dem Geisterweg, den nur etwa der Kaiser, in einer Sänfte schwebend, benutzen durfte, führt statt der Stufen eine schräge Steinplatte mit Drachen- und Wolkenornament aufwärts.

Alle diese Pracht liegt heute fast in Trümmern, nachdem im Herbst 1900 die verbündeten Truppen in den kostbaren Einrichtungen arg gehaust haben. Wir wissen

von ihrem Glanze aus älteren und jüngeren Schilderungen, besonders von der hochsinnigen Kunstfreude der verstorbenen Kaiserin-Regentin. Ältere Proben solch kaiserlichen Aufwandes konnte man in Kien-lungs Palast in Mukden bewundern; mir sind außer den Schätzen seines Haushaltes besonders der herrlich geschnitzte Thronaufbau im Thronsaal und vom Äußeren die seltsamen glasierten Tonreliefs an den Wänden und Torbauten der Höfe vor Augen. Auch dieser Stadtpalast mit seinen mehreren Höfen ist nach strengem Plan geordnet.

Doch lassen sich die chinesischen Baukünstler durch solch straffes Schema nicht fesseln, wo es nicht am Platze wäre. Sie verstehen sich auch auf malerische Gruppierung, wenn Zweck und Gelände sie fordern. Man wird deshalb als Widerspiel der Stadtpaläste die freigegliederten Anlagen studieren, die sie für dieselben Kaiser draußen in der Landschaft als Erholungsstätten, als »Sommerpaläste« geschaffen haben. Ihr glänzendes Beispiel, der Sommerpalast von Peking, wird heute jedem Fremden bekannt. Mit dem Stadtpalast durch Wasserläufe verbunden, auf denen der Hof zu Schiffe übersiedeln konnte, liegt er in die Hügel und an einen See angeschmiegt. Leider auch er, wie man weiß, großenteils ein ungeheueres Trümmerfeld, von den Engländern und Franzosen 1861 hinterlassen als ein Zeichen ihrer vergeltenden Macht, heute von jedem, der zwischen Ruinen und Gestrüpp in ihm umherklettert, als ein Schandmal abendländischer Kunstblindheit empfunden. Hier hatte Kien-lung, ein Lud-



Der Nordaltar mit Halle im sog. Himmelstempel, Peking

wig XIV. des Ostens, nach europäischen Plänen mit Hilfe eigener Werkstätten seine stolzen Ziegelbauten hingestellt, von deren köstlichen Glasuren, die heute an Ort und Stelle völlig verwittern, einst Herr von Brandt einige Proben in unser Berliner Kunstgewerbe-Museum gerettet hat. Eine gewaltige Vorstellung gibt eine höchst seltene Folge von zwanzig großen chinesischen Kupferstichen, die die Bibliothek desselben Museums bewahrt. Von den niederdrückenden Bildern der Verwüstung, die das ganze Gelände heute bietet, erholt man sich in den Anlagen auf den Höhen längs des Sees, die die berüchtigte Kaiserin Tze-schi, ein Mannweib von antikem

Zuschnitt, sich wieder hat herrichten lassen. Auch hier um das ganze Gelände die übliche rote Mauer mit kaisergelben Ziegeln, davor stattliche Tore und geräumige Vorhöfe. Dann längs der blanken Wasserfläche lange Laubengänge und Brüstungen, an der Landungsstelle eine feierliche Ehrenpforte. Von hier aus eine Achse mit inneren Höfen, Empfangs- und Wohnplätzen; weiterhin ansteigende Terrassen mit einem ragenden, mehrgeschossigen Turm, Pavillons, Aussichtsplätzen, Treppen aller Art; oben auf der Höhe ein bunt glasierter buddhistischer Tempel; unten am Fluß Steinwege, Brücken, ein geschmackloses Marmorschiff; überall erfrischende Ausblicke auf den See mit seinen hochgeschwungenen Brücken und mit Lustplätzen am jenseitigen Ufer. Das alles bis zum Tode der Kaiserin im Glanze einer noch echt kaiserlichen Hofhaltung, belebt durch ein Heer von Beamten und Dienern, durch Feste und Theater, an die die Herrscherin große Mittel wendete; sie selber der anregende Mittelpunkt in gewähltesten Kleidern aus den reichsten Seiden, mit geschmackvollen Stickereien und dem kostbarsten Schmuck aus Gold, Perlen, Nephrit und allen Arten edler Steine. Eine ihrer Hofdamen, die als Gesandtentochter in Paris westliches Wesen kennen gelernt hatte, hat in einem unterhaltenden Buche den Europäern darüber berichtet. So bietet dieser Palast, obwohl seine Einzelheiten längst nicht mehr die einstige Sicherheit der Arbeit und des Geschmackes verraten, doch einen untrüglichen Beleg dafür, wie die chinesischen Baukünstler es noch immer verstehen, eine große Aufgabe mit Anmut und Würde zu lösen.



Tor und Tempel auf dem Gipfel des Taischan. Aufn. E. Boerschmann

Diese echt baumäßige Kunst wünschte ich weiter zu verfolgen an der unerschöpflichen Fülle kleiner und großer Tempel und ihrer Bezirke. Nirgends fühle ich schmerzlicher, daß ich nur einen engen Ausschnitt habe selber sehen können, nur Beispiele aus der Ebene, wie sie Peking bietet oder etwa der große, schöne Tempel in Taian-fu am Fuße des Taischan. Der Grundzug der Anlage pflegt dem der Paläste zu ähneln: ein weiträumiger, rechteckiger Bezirk, von schnurgeraden Mauern umwehrt, symmetrisch in mehrere Höfe gegliedert; dasselbe Schema für die drei Abarten chinesi-

scher Konfession und doch keine Anlage völlig gleich einer anderen, so daß man nie ermüdet, die Gruppen, Massen und Einzelpunkte zu beobachten. Die Tore schmal oder breit, hoch oder niedrig, mit einem oder mehreren Durchgängen; die Höfe im Schatten oft ehrwürdiger Bäume, umrahmt von Reihen edler Denksteine; die Hauptgebäude auf Sockeln erhöht, bei reicheren, von Kaisern erbauten oder gepflasterten Anlagen mit Marmorbrücken und schönen Geländern wie in den kaiserlichen Schlössern; hie und da ein prunkendes Ehrentor aus Stein oder Fliesen oder ein reizvoller Kleinbau, etwa über der Denktafel eines Fürsten. Alles geräumig, straff, sicher, groß gedacht, weit überlegen der gefälligen, oftmals kleinlichen Gesinnung der Japaner. Wer das im einzelnen aufzeigen wollte, müßte Tempel für Tempel beschreiben. Das ist für Peking oft genug geschehen. Ich kann nicht umhin, meines Besuches im »Himmelstempel« zu denken, gegen Abend während eines schweren Gewitters: wie das Blau der berühmten Runddächer und das lichte Weiß der Terrassen sich gegen das violette Gewölk abhoben, wie der Opferplatz des Kaisers in ehrfurchtheischender Einsamkeit dastand, und wie wir zu unseren Füßen frische Trümmer der alten Steinaltäre entdeckten, die man erst kürzlich umgestürzt hatte.

Von den großen Klöstern Chinas und ihrem für das Volkstum lehrreichen Leben konnte ich leider aus Zeitmangel keines aufsuchen. Aber wer auch nur den altberühmten Wallfahrtsberg Taischan in Schantung hat besuchen können, denkt mit höchster Bewunderung daran,



Ehrenpforte des Großen Tempels in Taian-fu
Aufnahme E. Boerschmann

wie die Chinesen einen Aufstieg über sechstausend Stufen mit zahllosen Andachtsstätten, Rasthäusern, Brücken, Ruheplätzen und als Höchstziel mehrere Gruppen ehrwürdiger Tempel gestaltend zu bezwingen vermögen. Aus der Ebene ragt die mächtige Felskuppe schroff empor, ihrer seltenen Lage wegen sagenum-

woben und geheiligt von alters her. Der mühselig zu unterhaltende Weg war kürzlich neu vorgerichtet worden, als man auf den Besuch des deutschen Kronprinzen rechnete. Auch hier imponieren weniger die vielerlei merkwürdigen Einzelstücke als die Kunst, sie alle der rauhen Felslandschaft unterzuordnen; hoch oben vor dem entscheidenden Eingangstor klingt diese Sinfonie in den majestätischen Rhythmus einer schwindelerregenden, riesigen Steiltreppe aus. Bei dem einsamen Tempelhüter dort oben, dessen unwirtliches Gastzimmer erst unser Diener oberflächlich reinigte, ein Abend und ein Morgen weiter Blicke, köstlicher Färbungen und lehrreicher Gespräche.

Sollte ich die Macht der chinesischen Baukunst an nur einer einzigen Aufgabe zeichnen, so würde ich dazu statt aller Paläste und Tempel die Kaisergräber wählen. Freilich müßte man alles Erhaltene besucht haben, die ältesten Reste in Nanking, die Minggräber bei Peking, die beiden Schöpfungen der ersten Mandschukaiser bei Mukden und die beiden großen Anlagen der zuletzt herrschenden Dynastie im Westen und Osten der Reichshauptstadt. Aber wer auch nur die Minggräber und das Westgrab von Mukden mit eigenen Augen gesehen hat, weiß, daß hier die Herrscher Asiens Seitenstücke zu ägyptischer Grabkultur hingestellt haben. Leider auch dieses Höchste tief verfallen, am tiefsten nicht die eigentlichen Grabbezirke, sondern die einstigen Zufahrtswege, die richtung- und stimmunggebenden Vorspiele. Jedermann kennt die Steinalleen von Toren, Ehrenpforten, Säulen und Statuen, die wechselnd liegen-



Relief aus dem Kloster Pi-yün-sze in den Westbergen bei Peking
Aufnahme E. Boerschmann

den oder stehenden Haus- und Fabeltiere und die versteinten Höflinge. Aber ich lese selten, daß sie vor den Minggräbern nur die Einleitung gebildet haben, den Anfang eines Weges von der Länge einer deutschen Meile, dessen einstiges Steinpflaster sich heute in den Feldern verloren hat, dessen Brückenzüge eingestürzt sind und dessen weiterer Schmuck spurlos verschwunden ist. In den Grabbauten selber findet man den Geist der Tempel- und Palastanlagen wieder, Mauern, Tore, Höfe, Hallen bis zu den hochragenden Denktürmen und den stillen Grabhügeln im Hintergrunde. Kraftvoll zusammengefaßt und auch in den Einzelheiten durch-

gereift ist das Ahnengrab der Mandschu nordwestlich von Mukden; ich wünschte seine stillen Höfe, hohen Mauern, stolzen Turmbauten und köstlich glasierten Zieraten Stück für Stück beschreiben und durch Bilder anschaulich machen zu können. Man müßte nachweisen, wie diese echt kaiserlichen Anlagen als Andachtstätten gedacht und deshalb zu Tempeln gesteigert sind und doch aus den einfachen, allgemein gültigen Grabessitten des Volkes, den Grabfeldern und Denkmalen, erwachsen sind.

Über diese zahllosen Grabfelder und unübersehbar wechselnden Gestalten großer und kleiner Steine brauchen wir eigene, umfangreiche Untersuchungen; sie könnten unserer Denkmals- und Gräberkunst zu großem Nutzen werden. Denn der Chinese begnügt sich nie mit sentimentalen Andeutungen, mit lyrischen Motiven, sondern wo er bildet, schafft er Form, Architektur im echten Sinne des Wortes. Er bleibt Gestalter im Kleinen wie im Großen. Wir dürften uns glücklich schätzen, wenn wir den Problemen der Baukunst in gleich ehrlicher, auf das Wesentliche dringenden Gesinnung begegneten. Mir ist noch heute die Vorstellung von einer Gestaltungskunst solcher Art das wertvollste Erlebnis meiner Reise.

Ich bin über Rußland heimgekehrt und glaubte die köstlichen Bestandteile seiner damals noch lebendigen, tief packenden Kunstwelt besser zu würdigen als der Besucher, der vom Westen her eintritt. Dann habe ich mich zu meinem Heile bei einigen Augenblicksbildern in Konstantinopel und Athen daran erinnern dürfen,

daß nach all dem Fernen und Fremden die Kunstwerte der westlichen Kulturkreise, unter deren beglückender Macht wir aufgewachsen sind, nur um so heller strahlen. Wenn das Abendland ihre Lehren beherzigen wollte, kann seine Kunst sich neben Asien voll behaupten und trotz aller Augenblickssorgen nicht untergehen.



Haupttor zum westlichen Kaisergrab bei Mukden

INHALT

Vorwort 5
Japanisches Volkstum 7
Japans Kunstschätze 45
Japanische Baukunst 57
Korea 79
Vom Volksleben in China 105
Kunstbetrieb und Kunstwerke Chinas . 119
Baukunst in China 137



Druck von
Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.
Leipzig





